

Über dieses Buch:

*Vier magische Zeichen sind es, die die vier Welten Luml'hasa, Eyle, Iss und Chadria beherrschen – Zeichen für die vier Elemente. So gegensätzlich sind diese vier Welten unter dem Einfluss ihres jeweiligen Elementarzeichens geworden, dass nur mehr die Wanderer – Menschen mit der besonderen Begabung, über die Grenzen zu gehen – wissen, dass es sich in Wahrheit um die Teile einer einzigen Welt handelt – einer Welt namens Tholderon. Als das Mädchen Nanya, die Tochter eines Wanderers, erfährt, dass eines der vier Zeichen in die Hände eines skrupellosen Banditen geraten ist, ahnt sie, dass das Gleichgewicht der Welten in Gefahr ist. Sie weiß auch, dass der Legende nach in dieser Zeit größter Gefahr nur mehr der sagemumwobene König helfen kann. Er ist der Herr aller Wanderer, und er muss aus seinem tausendjährigen Schlaf geweckt werden. Während sich eine Gruppe von Wanderern auf die gefährvolle Suche nach den anderen drei Zeichen macht, versucht Nanya, den König zu finden. Nur Mátyás, ein Bursche aus einer fremden, weit entfernten Welt, hilft ihr dabei. Werden sie den König wecken können? Wird Mátyás das Rätsel seiner Herkunft lösen können und seinen verschollenen Vater finden? Und wird es gelingen, das Schicksal Tholderons zu erfüllen und das Gleichgewicht der Welten wiederherzustellen?*

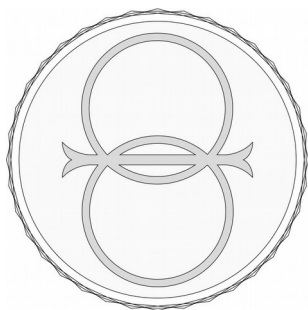
Johanna Stöckl, geboren 1967, betrachtet sich selbst als »Führerin durch reale und imaginäre Welten«. Im renommierten Bergverlag Rother ([www.rother.de](http://www.rother.de)) veröffentlichte sie bereits zahlreiche Wanderbücher über Gebiete in Österreich, Ungarn, Kroatien und Montenegro. Schon seit ihrem 14. Lebensjahr schreibt sie phantastische Geschichten, zu denen sie sich auch von den durchwanderten Landschaften inspirieren lässt. Informationen zu diesem und weiteren erschienenen Büchern finden sich auf der Webseite der Autorin unter [www.johanna-stoeckl.at](http://www.johanna-stoeckl.at).

*Johanna Stöckl*

# **THOLDERON** DIE WELT DER VIER WELTEN

*Teil 1: Weltenmitte*

*Für Alfred Stöckl  
(1927-1985)  
Wo immer du hingegangen sein magst.*



weitere Bücher der Autorin unter  
**[www.johannastoeckl.at](http://www.johannastoeckl.at)**

© der Originalfassung 1984–1991  
© dieser überarbeiteten Ausgabe 2018 Johanna  
Stöckl  
limitierte Hardcoverausgabe  
Grafik, Satz und Layout: Johanna Stöckl  
Umschlaggestaltung: Martin Stöckl  
Lektorat: Romy Pexa und Susanne Widdek  
Herausgeberin: Johanna Stöckl, 1100 Wien,  
Erlachg. 14/34

## ≈ INHALT ≈

1.	Mittsommernacht .....	7
2.	Das Haus im Nebel .....	21
3.	Die Hexe vom Roten Berg .....	37
4.	Lorīco .....	49
5.	Die Jagd .....	57
6.	Sturmsänger .....	71
7.	Schneesturmnacht .....	77
8.	Sonnensucher .....	87
9.	Der Weg nach drüben .....	97
10.	Die Narren .....	111
11.	Begegnung in Ensīda .....	129
12.	In S'kenlok .....	145
13.	Wiedersehen in S'kenlok .....	169
14.	Graslauscher .....	191
15.	Weltenmitte .....	215
16.	Auf der Suche nach dem König .....	223
17.	Die Hexe vom Schwarzen Berg .....	241
18.	Das Zusammentreffen .....	255
19.	Das Zeichen des Windes .....	265
20.	Das Erwachen des Königs .....	283
21.	Nanya und der König .....	295
22.	Am Schiff des düsteren Seemannes .....	307
23.	Unterwegs nach Süden .....	327
24.	Die Rückkehr nach S'kenlok .....	343
	<i>Hinweise zur Aussprache</i> .....	353
	<i>Glossar</i> .....	355
	<i>Karte von Tholderon</i> .....	358



## MITTSOMMERNACHT

**D**umpf und weithin hörbar hallten die Schläge der Trommel durch die Mittsommernacht. Es war ein einfacher, einprägsamer Rhythmus, der einen raschen Herzschlag nachahmte.

Wie jedes Jahr waren die Priesterinnen und Priester des Ordens vom *S'kanj-galla*<sup>1</sup> zusammengekommen, um zu feiern, Orakel zu befragen, für die Zukunft zu beten und Opfer darzubringen.

Die heutige Nacht jedoch hatte eine ganz besondere Bedeutung für alle Eingeweihten, denn die Sonnenwende fiel auf einen Vollmond – ein Zusammentreffen, wie es sich nur einmal in einem Menschenleben ereignete.

Es war die hellste und kürzeste nur denkbare Nacht, ein Höhepunkt des Lichtes, doch danach würde eine Zeit der Schatten folgen. Denn je stärker das Licht, desto stärker die Schatten, und so wagte niemand zu sagen, ob das Zusammentreffen eine gute oder eine schlechte Bedeutung hatte.

---

1 Zur Aussprache der Eigennamen und Wörter, die der Sprache Djalla entstammen, siehe Seite 552. Lange Vokale sind mit Strich (ē) gekennzeichnet; fehlt dieser, wird der Vokal kurz gesprochen.

Nur eines stand fest: Die Geschehnisse dieser Nacht würden ihre Schatten weit in die Zukunft hinein werfen.

Die Lichtung, auf der die Versammlung stattfand, erstreckte sich auf einer Anhöhe im sonst völlig ebenen Schwemmland des *Brē s'jon*, des in zahlreiche Arme aufgespaltenen Flusses *Brē*. Im Norden und Westen wurde sie von langsam und träge dahinfließenden Nebenläufen begrenzt, an den anderen Seiten lag dichter Wald.

Am höchsten Punkt brannte ein Feuer, dessen Flammen doppelt mannshoch in den Himmel schlugen. Die Hitze war so groß, dass man sich nicht weiter als auf ein Dutzend Schritte nähern konnte. Darum herum hatten die ganz in Grau gekleideten Priesterinnen und Priester einen Kreis von sechs Dutzend Schritten Durchmesser gebildet.

Im Osten und Westen waren Trommeln aufgestellt, die von Priestern in grauen Umhängen geschlagen wurden. Etwas weiter entfernt, an jener Ecke der Lichtung, an der die beiden Flussarme sich vereinigten, saß eine Gruppe von Flöten- und Lautenspielern.

Außerhalb des Kreises lag der Bereich, in dem sich die Schülerinnen und Schüler aufhalten durften. Diese trugen gewöhnliche, jedoch ebenfalls in matten Farben gehaltene Gewänder.

Eine Gestalt aber unterschied sich in ihrer Kleidung von allen anderen Anwesenden. Es war ein schwächlicher Jüngling von achtzehn Jahren, der sich den ganzen Abend von den Übrigen ferngehalten hatte und, vom Feuer abgewandt, in Gebet und Andacht versunken dasaß.

Er trug das rituelle Gewand des *Narren*: In die linke, weiße Hälfte seines Hemdes war ein schwarzer Ärmel mit einer weißen Manschette eingesetzt. Die Hose war auf der linken Seite schwarz mit weißen Stulpen, der linke Strumpf schwarz und der Schuh weiß. Seine Halskrause war links schwarz, ebenso seine einfache Haube. Die linke Hälfte seines Gesichtes hatte er weiß geschminkt, die rechte mit Ruß geschwärzt, und zu dem Gewand trug er

einen Umhang aus schachbrettartig gemustertem, schwarz-weiß kariertem Stoff.

Er zuckte zusammen und blickte auf, als er ein Geräusch neben sich hörte. Ein Mädchen in seinem Alter hatte sich drei Schritt von ihm entfernt ins Gras gesetzt und musterte ihn. Es war eine der übrigen Schülerinnen.

»Nervös?«, fragte sie provozierend.

Er schüttelte den Kopf. »Nur ein wenig.«

»Du lügst«, behauptete sie.

Er sah sie scharf an, ließ sich aber weiterhin nicht aus der Ruhe bringen. »Was willst du von mir, Mylina? Willst du mich prüfen? Außerdem dürftest du nicht hier sein. Ich muss alleine sein, um mich geistig vorzubereiten.«

Ein flüchtiges Lächeln huschte über ihr Gesicht. »Du hast Monate gehabt, dich vorzubereiten. Keiner von uns hat verstanden, warum sie im letzten Moment dann doch dich gewählt haben. Aber ich gönne es dir, auch wenn ich glaube, dass andere Schüler würdiger gewesen wären. Nein, ich möchte dich nicht prüfen. Wozu? Selbst wenn du einen Fehler machtest, würden sie ihre Wahl nicht mehr ändern. Du bist auserwählt, in dieser ganz besonderen Nacht die Steine zu werfen. Welch große Ehre!«

Der Schüler ignorierte den zynischen Unterton in ihrer Stimme und blickte wieder zu Boden. »Ich weiß, wie gerne du jetzt an meiner Stelle wärst. Aber ich habe mich nicht vorgedrängt.« Er tastete nach seinem Hals, an dem – unter dem Gewand verborgen – eine Kette mit einem einzelnen, unscheinbaren grauen Stein hing, einem der *Heiligen Steine* des Ordens. Für diese eine Nacht durfte er ihn als Zeichen seiner Bestimmung und seiner Würde tragen.

Er hob den Kopf und lauschte irritiert in die Dunkelheit hinein. »Hörst du das?«

Mylina folgte seinem Blick, der den Waldrand abtastete. »Nein. Was meinst du?«

»Geräusche«, stellte er verunsichert fest. »Gerade eben waren da Schritte, wie von schweren Stiefeln auf dem



Waldboden, und vorhin habe ich ein Pferd schnauben gehört. Dort drüben, auf der anderen Seite des Flusses, war das der Lichtschein von Fackeln?«

»Dorfleute«, vermutete das Mädchen. »Es kommen immer wieder Zuseher aus der Umgebung. So lange sie die Lichtung nicht betreten, ist das nicht verboten.«

»In Rüstungen und Waffen?«, fragte er misstrauisch. »Da war auch ein Klirren und Scheppern.«

Mylina horchte aufmerksam in die Nacht, schien aber nichts zu bemerken. »Du *bist* nervös wegen der Prüfung, das ist alles. Wäre ich wohl auch. Du bildest dir das sicher nur ein. Seit Menschengedenken sind unsere Rituale nie von Fremden gestört worden, außerdem sind doch immer Soldaten des Königs in der Nähe und wachen.«

Sie stand auf und putzte die Grashalme von ihrer Kleidung. »Ich muss gehen«, sagte sie. »Es ist so weit, der Mond steht vor dem Zenit. Die Mitte der Nacht naht.«

Wie auf Befehl verstummten die Klänge der *Dabāko*, der hölzernen Beschwörungstrommel, der *Gylia*, der Doppelflöte, und der *Armida*, der viersaitigen Laute, die von der anderen Seite der Lichtung herübergedrungen waren.

»Viel Glück«, flüsterte Mylina zum Abschied in vernehmlichem Ton, dann wandte sie sich ab und ließ den Priesterschüler wieder alleine.

Er drehte sich um und sah hinüber zum Feuer, das nicht mehr ganz so hoch loderte wie zuvor.

Ein Priester verließ den Kreis und trat vor. Wenngleich das Gewand aller grau war, so wirkte er noch ein wenig farbloser als die anderen. Selbst sein Gesicht hatte einen aschfarbenen Ton.

Es wurde völlig still, nur das Knacken der Scheite im Feuer war zu hören. Sogar die Geräusche außerhalb der Lichtung waren verstummt, und ganz sicher war sich der Priesterschüler nicht mehr, ob er sie wirklich vernommen hatte. Falls wirklich jemand da draußen war, schien er den Atem anzuhalten und gespannt abzuwarten.

Der Priester, der vorgetreten war, erhob seine Stimme: »Der Moment ist gekommen.« Er war der Ortspriester von Brē-lenja, dem der Lichtung nächstgelegenen Dorf, damit Gastgeber der Versammlung und Zeremonienmeister.

»S'kanj-galla – die Heilige Neutralität«, sprach er. »Der Weg der Mitte zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gut und Böse, den *Sprē l'galla* – der Gott des Ausgleichs – von uns fordert. Wir alle haben uns für diesen Weg entschieden, und wir wissen, was das für unser Leben bedeutet. Neutral zu sein ist nicht leicht, doch wir glauben, dass es der einzige Weg zum ewigen Leben ist, zur Wiedergeburt und zur Erlösung. Wir wissen auch, dass es die einzige Möglichkeit ist, die *Ordnung der Welten* aufrechtzuerhalten. Weder das Gute noch das Böse darf siegen, und so obliegt es uns, einerseits einen Ausgleich zwischen diesen unseligen Kräften herbeizuführen, andererseits uns selbst unparteiisch zu halten und keiner der Seiten Hilfestellung zu leisten. Dies ist nicht einfach, und jeder sollte bedenken, welche Verantwortung er trägt. Zu unseren Aufgaben gehört das Behüten des magischen Schatzes, der sechsunddreißig Heiligen Steine. Vor langer Zeit wurden sie uns anvertraut, weil sich weder Gut noch Böse ihrer bemächtigen darf.«

Der Ortspriester machte eine lange Pause, während der es bis auf das Knistern des Feuers totenstill war. »Die heutige Nacht wird schicksalhaft für die nächsten *Jahrzwölften*<sup>1</sup> sein. Was immer geschieht, es wird die Zeit bis zum nächsten Zusammentreffen von Sonnwend und Vollmond beeinflussen. So werden wir zur Mitte der Nacht die Götter bitten, uns einen Blick in die Zukunft zu gestatten, und sie für die Zeit, in der die Dunkelheit gegenüber dem Licht an Kraft gewinnen wird, um Beistand bitten.«

---

1 Ein Aeon (144 Jahre) wird in zwölf Jahrzwölften unterteilt. Man spricht etwa vom neunten Jahr des dritten Jahrzwölfts im vierten Aeon nach Gründung des Weltfürstentums (=144x3 + 12x2 + 9 = 465)

Ein alter Priester trat an den Zeremonienmeister heran und reichte ihm einen Beutel. Der Ortspriester nahm ihn und hielt ihn hoch, sodass ihn alle anderen sehen konnten. »Die Heiligen Steine des Erdgottes werden uns den Weg in die Zukunft weisen. Jeder von uns ist würdig, sie zu werfen, doch wir wollen, wie jedes Jahr, einen Schüler in unsere Mitte aufnehmen und ihm die Ehre zuteil werden lassen. Wer ist es, der aufgenommen zu werden begehrt?«

Der Jüngling im Narrengewand richtete sich auf und fühlte sein Herz heftiger schlagen.

Eine ältere Priesterin mit aschgrauen Haaren trat vor und antwortete, dem Zeremoniell folgend: »Alle Schüler glauben an das S'kanj-galla, und alle sind voller Würde. Dennoch können wir nur einen aufnehmen. Die Wahl war nicht einfach, doch wir mussten sie treffen. Ich bitte jenen, den wir erwählt haben, in unsere Mitte zu treten!«

Eine Gasse im Kreis der Ordensleute öffnete sich, und der Schüler schritt hindurch, auf den Priester zu. Dieser sah ihn an und stellte die Frage, die das Ritual vorsah und auf die es als einzige keine fest vorgeschriebene Antwort gab: »Sohn, warum kleidest du dich wie ein Narr?«

Jeder, der als Priester aufgenommen wurde, musste diese Frage von sich aus beantworten. Er hatte lange Zeit gehabt, darüber nachzudenken. Nun räusperte er sich kurz und sagte laut, damit es alle hören konnten: »So wie man am Äußeren einer Frucht erkennt, ob sie innerlich reif ist, soll man auch mir ansehen, dass ich bereit bin, ein Priester des S'kanj-galla zu werden«, sagte er fest. »Das Gewand ist Zeichen meiner Neutralität, Spiegelbild meiner Seele, denn es ist zu gleichen Teilen schwarz und weiß.«

Als der Zeremonienmeister ihm lächelnd zunickte, fügte er hinzu: »Meister, ich bin bereit; niemand möge an mir zweifeln!«

Der Priester blickte in die Runde und stellte die Frage, die das Zeremoniell nun verlangte: »Gibt es jemanden, der an der Neutralität des Schülers zweifelt? Hat jemand

Bedenken, den Jüngling die Heiligen Steine werfen zu lassen? Er möge nun sprechen oder niemals!«

Der Schüler sah nervös in die Runde. Er hoffte, niemand würde an ihm zweifeln und ihm so die Feuerprobe ersparen. Doch der Ortspriester wiederholte seine Frage: »Wünscht jemand zu sprechen?«

Sekundenlang herrschte angespannte Stille, doch dann ertönte eine laute Stimme, die rief: »Ich zweifle!«

Der Priester blickte in Richtung des Sprechers, doch das Feuer, das dazwischen lag, blendete ihn. Er konnte nicht erkennen, wer seine Zweifel geäußert hatte, aber das war für die auch Zeremonie gleichgültig.

»Weshalb zweifelt Ihr?«, fragte er, und die Stimme antwortete, wie das Ritual vorsah: »Ich zweifle, weil ich nicht glauben kann, dass der Schüler reif für unsere Gemeinschaft ist, und weil in ihm noch kein vollkommener Ausgleich herrscht!«

Der Priester wandte sich mit ernster Miene an den Schüler: »Du hast gehört, dass man an dir zweifelt. So gehe und beweise, dass du weder an den Mächten des Guten noch des Bösen Gefallen findest, sondern das Gleichgewicht der Mächte anstrebst!«

Er drehte sich zum Feuer, und während die Trommler wieder einsetzten und einen gedämpften, gleichförmigen Rhythmus hielten, hob er beschwörend die Hände und sprach: »So möge uns der Gott des Feuers, der die Würde oder Unwürde des Schülers erkennt, zeigen, ob dieser wert ist, die Steine zu werfen. Wenn eine Seite, Gut oder Böse, Hell oder Dunkel, Weiß oder Schwarz, in ihm überwiegt, verbrenne diese Seite! Ist er jedoch würdig«, er lächelte dem Schüler aufmunternd zu, »mögen die Flammen ihn verschonen!«

Die Trommeln wurden lauter, oder erschien es dem Jüngling nur so? Langsam ging er auf das Feuer zu.

*Hätten die Priester einen Hauch von Zweifel gehabt, dass er würdig war, hätten sie doch jemand anderen gewählt!, sagte er*

sich. Und er fragte sich, ob es je vorgekommen war, dass ein Schüler den Weg durchs Feuer nicht unbeschadet überstanden hatte. Obwohl er sich einredete, dass ihm gar nichts geschehen konnte, war da eine Spur von Zweifel.

Er näherte sich den Flammen, die noch hoch in den Himmel schlugen. Er spürte die Hitze, die von den glühenden Scheiten und der Asche ausging und zögerte, weiterzugehen. Doch jetzt umzukehren hätte bedeutet, dass er sich selbst für unwürdig hielt, und die sechs Jahre, die er bei den Priestern verbracht hatte, wären umsonst gewesen.

Er schloss die Augen, um in der Helligkeit nicht zu erblinden. Dann nahm er seinen ganzen Mut zusammen und machte einen Schritt in die Flammen hinein, die an ihm leckten, ihn von allen Seiten umgaben und über ihm zusammenschlugen.

Zu seinem Erstaunen wurde die Hitze um ihn herum nicht größer. Er machte drei schnelle Schritte und stand wieder außerhalb des Feuers.

Erleichtert atmete er auf. Sein Gewand war unbeschädigt, und auch er selbst hatte keinen Schaden genommen.

Die Trommeln verstummten schlagartig, und es war wieder völlig still.

Er blickte in die Runde. Die Umstehenden zeigten keinerlei Anteilnahme. Ihr Glaube verbot ihnen jede übermäßige Gefühlsregung; sie verrieten weder Freude noch Trauer, weder Angst noch Hass.

Der Schüler trat vor den Ortspriester, der ihn schon auf dieser Seite des Feuers erwartete, und der zufrieden feststellte: »Die Flammen haben deine Würde bewiesen!« Der Zeremonienmeister sah sich um und befahl: »Wer immer an diesem Schüler und seiner Würde gezweifelt hat, der möge vortreten und ihn, den wir als neuen Priester in unsere Mitte aufnehmen wollen, um Verzeihung bitten!«

Aus dem Kreis löste sich ein Mann, der sich langsam auf die beiden zubewegte. Er ging mit kurzen Schritten, die Kapuze des Mantels tiefer in die Stirn gezogen als alle

Übrigen. Der Kopf war gesenkt, sodass kein Licht auf das Gesicht fiel.

Als er dem Ortspriester gegenüberstand, kaum drei Schritt entfernt, forderte dieser: »Ihr habt an dem Auserwählten gezweifelt. Nennt Euren Namen und bittet ihn um Verzeihung!«

Der Angesprochene warf plötzlich das Vorderteil seines Mantels zurück, und darunter kam ein Gürtel zum Vorschein, in dem drei blitzende Messer steckten. »Mein Name ist *Euer Tod!*«, rief er.

Der Priesterschüler sprang mit einem Aufschrei zur Seite und wollte fliehen. Er stolperte, fiel der Länge nach hin und blieb in der Nähe des Feuers liegen. Bevor er sich aufraffen konnte, hörte er laute Schreie, das Dröhnen von Pferdehufen und das Grölen vieler rauer Kehlen.

In diesem Moment wusste er, dass er sich nicht getäuscht hatte! Und dass es keine Dorfbewohner waren, die heimlich zum Ritual gekommen waren. Warum hatte er bloß niemandem außer Mylina etwas von seinen Wahrnehmungen erzählt?

Er sah zum Ortspriester hinüber, der blutüberströmt am Boden lag. Sein Mörder stand über ihm; der graue Kapuzenmantel mit dem Blut seines Opfers besudelt.

Es war zu spät, um wegzulaufen. Schwerebewaffnete Krieger ritten auf die Lichtung. Sie schienen von allen Seiten gleichzeitig zu kommen.

Im ersten Moment glaubte der Schüler, dass sie die Anwesenden nur in der Mitte der Lichtung zusammentreiben wollten, aber rasch erkannte er, dass die Angreifer nicht an Gefangenen interessiert waren. Ihre Schwerter sprachen die Sprache des Todes, und sie verschonten niemanden. Angst- und Schmerzensschreie drangen aus allen Richtungen zu ihm herüber, und er sah, wie einer nach dem anderen von den Priestern zu Boden ging.

Trotz des Lärms des blutigen Gemetzels war die raue Stimme eines Mannes laut und deutlich zu vernehmen, bei

dem es sich offenbar um den Anführer handelte: »Gut gemacht, Nyl'jār<sup>1</sup>! Wir wollen dafür sorgen, dass die Welt diese Nacht nie vergisst!«

Der Jüngling hob den Kopf und sah einen kräftigen, breitschultrigen Mann, der seinen schwarzen Hengst zum Stehen brachte. Sein Anblick war furchterregend und abstoßend zugleich: Er hatte lange, schwarze, in Strähnen hängende Haare. Das Gesicht war unrasiert; die buschigen Augenbrauen waren in der Mitte zusammengewachsen.

Er saß ab, stieg über die Leichen eines Flötenspielers und eines Trommlers und stand dann, wenige Schritte von dem Schüler entfernt, Nyl'jār, dem Mörder, gegenüber. Dieser hatte die Messer aus dem Leichnam des Zeremonienmeisters gezogen und wischte sie an seinem grauen Mantel ab, bevor er diesen ablegte und achtlos zu Boden warf. Unter der Verkleidung kam eine glänzende, rötlich schimmernde Rüstung aus Metallschienen zum Vorschein.

Nyl'jār schien das genaue Gegenteil seines Herrn zu sein: Er war klein und dünn, die Haare waren kurz und gelockt, und der Bart wirkte sehr gepflegt.

»Wo sind die Steine?«, fragte der Anführer.

»Der Priester hat sie ins Feuer geworfen, bevor ich sie ihm abnehmen konnte!«

»Ins Feuer?«

»Ja, Herr, ins Feuer!«, erklärte Nyl'jār.

»Dann wirst du sie herausholen!«, schrie der Anführer, doch dann wandte er sich um und sah den am Boden liegenden Schüler scharf an.

Der Jüngling zuckte zusammen. Seine Hand tastete an den Hals, und für einen Moment überlegte er, ob er sein Leben retten konnte, wenn er die Kette mit dem Stein freiwillig herausgab, doch er begriff rasch, dass der Banden-

---

1 Siehe Aussprachehinweise im Anhang. Der Buchstabe »y« steht immer für einen Mischlaut aus i und j, während das »j« in jār wie im französischen Wort gesprochen wird. Der Name wird folglich etwa als »Nijl-schaar« gesprochen.

führer nicht an Zeugen interessiert war. Sie würden auch ihn unter keinen Umständen am Leben lassen!

»Der hier! Er wird die Steine aus dem Feuer holen! Er hat es schon einmal betreten, und er wird es wieder tun!«

Nyl'jār packte den Schüler am Arm und zog ihn hoch. »Du hast gehört, was wir wollen! Du wirst uns den Beutel aus dem Feuer holen, dann werden wir dich verschonen!«

Der Jüngling wusste, dass das eine Lüge war. »Ihr werdet mich so oder so töten!«, rief er verzweifelt.

Der Anführer packte ihn mit eisernem Griff an den Schultern. »Wenn wir sagen, du gehst, gehst du!«

Der Schüler hatte keine Chance, zu erklären, dass es sich zuvor um eine rituelle Probe gehandelt hatte. Ohne den Schutz und Segen der Götter würde ihn das Feuer genauso verbrennen wie jeden anderen. Er versuchte sich loszureißen, aber gegen die Bärenkräfte des Mannes hatte er nicht die geringste Chance.

Der Mann gab ihm einen heftigen Stoß, und er taumelte direkt hinein in die lodernden Flammen, genau als der Mond über der Lichtung in den Zenit wanderte.

Für einen Augenblick verspürte er unerträgliche Schmerzen, als die glühende Hitze ihn von allen Seiten umgab, und er stieß einen gellenden Schrei aus. Dann verlor er die Besinnung.



**U**ngläubig starrte Nyl'jār in die Flammen. Der Priesterschüler, den sein Anführer soeben hineingestoßen hatte, war verschwunden – so, als habe er sich von einem Moment zum anderen in Rauch aufgelöst.

»Herr!«, rief er. »Er ist fort!«

»Ich sehe es!« Der Anführer wandte sich um. »Los, Leute! Kommt her mit euren Wasserschläuchen und gießt alles in die Glut, und dann holt mehr Wasser vom Fluss! Wir müssen diese Steine haben!«



Die Männer taten, wie befohlen. Nach und nach wurden die Flammen kleiner und erstarben schließlich.

Der Schüler, den sie ins Feuer gestoßen hatten, blieb verschwunden.

»Er kann doch nicht verbrannt sein!«, stellte Nyl'jār fest. »Nicht so, dass man nicht mal mehr Knochen findet!«

»Egal, was mit ihm geschehen ist! Vielleicht hat ihn sein Gott zu sich geholt«, meinte der Anführer ohne jede Gefühlsregung und stocherte mit einem Stab in der rauchenden und dampfenden Asche herum. Schnell hatte er gefunden, was er suchte. Er kniete nieder und holte mit seiner behandschuhten Hand einzeln die Heiligen Steine heraus. Sie waren nussgroß, unscheinbar und grau.

Immer, wenn er einen der Steine mit der anderen Hand berührte und in einen Beutel steckte, schienen seine Augen zu leuchten. Spürte er bereits die Macht, die sie ihm verleihen konnten?

Sein Gesichtsausdruck verfinsterte sich. »Es sind nur fünfunddreißig!«, rief er wutschnaubend. »Wo ist der letzte Stein?« In seiner Gier warf er sich zu Boden und begann mit beiden Händen in der Asche zu wühlen.

*Ein Wunder, dass du so weit zählen kannst*, dachte Nyl'jār und sah ihm eine Weile gedankenverloren zu, als sich plötzlich eine lange zurückliegende Erinnerung in sein Bewusstsein drängte. Er schluckte. Es war ihm entsetzlich peinlich, dass er nicht früher daran gedacht hatte und rief: »Herr, den letzten Stein trug der Priesterschüler als Zeichen der Würde um den Hals!«

Der Anführer wirbelte herum. »Warum hast du das nicht gleich gesagt, du Idiot?«

»Es ist mir jetzt erst eingefallen!«, murmelte Nyl'jār kleinlaut. Eine Bemerkung, dass der Stein nicht verschollen wäre, wenn sein Anführer den Schüler nicht unüberlegt ins Feuer gestoßen hätte, schluckte er hinunter.

Der Bandit schnaubte und erhob sich. »Wir werden ihn finden! Wo immer er sein mag, wir *werden* ihn wiederfin-

den!« Er lachte schallend auf und rief: »Es wird ein Leichtes sein, denn jetzt bin ich *Makthār, der Magier*, und alle Könige und Fürsten der Welt werden zu mir gekrochen kommen und mich anbeten!«

Nyl'jār atmete erleichtert auf, denn für einen Augenblick hatte er gefürchtet, sein Anführer würde ihm auf der Stelle den Hals umdrehen. Er blickte irritiert in der Runde herum und bemerkte, wie sich viele der Bandenmitglieder schweigend abwandten. Der Großteil der Männer, von denen man gesagt hatte, dass sie keine Furcht kannten, stahl sich mit gesenktem Blick und hängenden Schultern davon und verließ die Lichtung.

Manche ritten im Galopp von dannen, andere schlichen, die Pferde am Zügel, leise davon. Die Horden des Banditen, vor dem die halbe Welt gezittert hatte, zerstreuten sich in alle Winde.

Gerade eben hatten sie ihrem Herrn noch geholfen, in den Besitz des magischen Schatzes zu gelangen. Ob sie nun erkannt hatten, dass sie etwas Schreckliches bewirkt hatten? Dass Makthār mit ihrer Hilfe mächtiger geworden war, als es je ein Mensch hätte werden dürfen?

»Geht!«, schrie er. »Verschwindet! Ich brauche euch nicht, ich will euch nicht mehr sehen! Ich werde mir andere Leute suchen, die meiner würdig sind!« Er wandte sich an Nyl'jār und fragte: »Und du?«

Nyl'jār sah sich um. Außer ihm waren nur zwanzig von Makthārs treuesten Gefährten auf der Lichtung zurückgeblieben. »Lasst sie gehen!«, antwortete er. »Sie sind nur Narren. Wir werden den Priesterschüler finden und damit den letzten der Steine! Ich bleibe bei Euch!«

»Gut so!«, rief Makthār und begann schallend zu lachen, während Nyl'jār ging, um sein Pferd zu satteln.

Dann stand der Bandit und künftige Magier noch lange einsam im Licht des sinkenden Mondes, verlassen von seinen Gefolgsleuten, flankiert von den Leichen der Priester und geblendet von seiner Macht.



## DAS HAUS IM NEBEL

Völlig verwirrt schlug der Priesterschüler die Augen auf. Er hatte er keine Ahnung, wo er sich befand. Das Letzte, an das er sich erinnern konnte, war das riesige Feuer, das ihn von allen Seiten umgeben hatte.

Er setzte sich ruckartig auf.

Da waren keine Flammen, im Gegenteil: Es war kalt, und er fröstelte. Er befand sich auf einer Lichtung, aber sie hatte keine Ähnlichkeit mit der, auf der die Sonnwendfeier seines Ordens stattgefunden hatte. Es gab keine Flussläufe an den Seiten. Rundum war Wald, der viel üppiger wirkte als zuvor. Das Laub der Bäume schien zu leuchten, und das Gras war saftig grün.

*Ein Albtraum!* Das alles konnte nur ein schrecklicher Traum gewesen sein, versuchte er sich einzureden. Doch dann blickte er an sich selbst hinab und sah das Gewand, das er noch immer trug: die schwarz-weiße Kleidung, das rituelle Gewand des Narren, das den Auserwählten auszeichnete – denjenigen, dessen Aufgabe es gewesen wäre, die Heiligen Steine zu werfen.

*Die Heiligen Steine!*

Er griff an seinen Hals und fühlte den letzten davon, der nicht in den Besitz der Banditen gefallen war. Der Stein hing

an einer feingliedrigen Kette und schien in seiner Hand zu pulsieren. Mit zitternden Fingern nahm er ihn herunter, hielt ihn fest in Händen, drückte ihn ans Herz, blickte gen Himmel und sagte leise: »Oh, Ihr Götter!«

Nein, es war kein Traum gewesen.

Er vergrub das Gesicht in seinen Händen und krümmte sich zusammen. Tränen liefen über seine Wangen, als er die entsetzlichen Bilder wieder vor sich sah: die Reiter, die über die Priester hergefallen waren, die Leichen der Gefallenen und die rote Rüstung des Mannes, der den Zeremonienmeister hinterhältig ermordet hatte.

*Warum das alles?*

Es erschien ihm so sinnlos. Sie hatten es auf die Heiligen Steine abgesehen gehabt, aber war es nötig gewesen, deshalb alle zu ermorden?

Alle außer ihm waren tot, seine Lehrer ebenso wie seine Mitschüler; alle, die in den letzten Jahren wie eine Familie für ihn gewesen waren. Auch Mylina. Wäre sie jetzt die einzige Überlebende, wenn sie gewählt worden wäre? Womit hatte er verdient, als einziger verschont zu werden?

Erst nach einer Weile fasste er sich. Jahrelang hatte er gelernt, seine Gefühle unter Kontrolle zu halten. Egal, wie schlimm das war, was er erlebt hatte – er durfte sich nicht seinem Schmerz und seiner Trauer hingeben. Er hatte eine wichtige Aufgabe.

Er hängte sich den Stein wieder um. Dieser durfte nicht auch noch in die Hände der Banditen fallen! Er musste ihn in Sicherheit bringen – aber wohin und zu wem?

Mehrmals atmete er tief durch, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen. Das Wichtigste war nun, herauszufinden, wo er sich befand und jemanden zu finden, der dem König des Landes über den Raub der Heiligen Steine berichten konnte.

Langsam stand er auf und putzte die Grashalme vom Gewand. Dann sah er sich weiter um. Der untere Teil der Lichtung war von Nebel erfüllt, der am Boden entlang-

kroch. Immer wieder zogen sich einzelne Schwaden bis zu ihm hinauf, und als eine Nebelwand über ihn hinwegrollte, fror er und zog den Umhang fester um seine Schultern. Er hatte keine Ahnung, wie lange er besinnungslos gewesen war, aber er nahm an, dass es erst früh am Morgen war. Der Himmel war trüb, und die Sonne stand noch unter dem Horizont.

Er begann, die Lichtung nach Spuren abzusuchen. Zwar wusste er, dass es nicht dieselbe war wie die, auf der die Feier der Priester stattgefunden hatte, aber er dachte, es müsse doch irgendeinen Hinweis geben, wie er hierhergekommen war.

Doch dem war nicht so. Es gab nichts, das darauf hingedeutet hätte, dass ihn jemand hergebracht hatte. Das Gras ringsum zeigte keine Spuren. Vielleicht, dachte er, war er schon längere Zeit hier gelegen, und die Halme hatten sich in der Zwischenzeit aufgerichtet?

Er schritt quer über die Lichtung und suchte den Waldrand ab. Das Unterholz war so dicht, dass er nicht hindurchkommen konnte. Also wandte er sich nach rechts und folgte dem Rand der Lichtung.

Als er sie zur Hälfte umrundet hatte, fand er einen Pfad, der in die Düsternis des Waldes hineinführte. Er beschloss, ihm zu folgen, da sonst kein Weg von hier fort zu führen schien.

Der Pfad verlief leicht bergab, in immer dichterem Nebel hinein. Seltsame Geräusche umgaben den Schüler von allen Seiten; in den Wipfeln der Bäume leuchteten ab und zu kleine, helle Punkte auf, die an Augenpaare erinnerten. Alles in allem wirkte die Umgebung unheimlich und bedrohlich.

Er beschleunigte seine Schritte, als hinter ihm im Wald ein Geräusch wie von brechenden Zweigen zu hören war. Er sah sich um und glaubte, die schattenhaften Umrisse eines großen, wilden Tieres zu erkennen. Er begann zu laufen, doch die Geräusche blieben ihm dicht auf den Fersen.

Sie klangen, als liefe ein Tier direkt hinter ihm auf dem Weg, doch wenn er sich umwandte, war nichts zu sehen.

Er rannte weiter, und vor ihm zeigte sich erneut eine Lichtung, die zu seiner Linken leicht abfiel. Dort unten bildeten die Nebel eine zusammenhängende Schicht, die wie ein Meer wirkte. Es sah aus, als wäre der Wald überflutet, denn man konnte nur mehr die Wipfel der Bäume sehen.

Über diese hinweg fiel sein Blick auf ein riesiges Nebelmeer, über dem gerade die Sonne aufging. Dort draußen tanzten in einiger Entfernung kleine Lichter, die ihn an Schiffe auf einem Ozean im Morgengrauen erinnerten. Doch wie sollte ein Schiff auf dem Nebel fahren können?

Die Geräusche, die ihn verfolgt hatten, waren noch vorhanden, doch weiter entfernt, im Wald, den sie anscheinend nicht verlassen wollten.

Er ging weiter, einen Pfad entlang, der dem Ufer des Nebelmeeres folgte. In der Mitte der Lichtung lag der Weg schon halb im Nebel, und er hatte den Eindruck, er gehe durch die Brandung an einem Meeresstrand.

Der Pfad führte erneut in den Wald, und der Schüler zögerte. Vor ihm wurden die Geräusche wieder lauter, und er fühlte sich beobachtet. Er fasste sich ein Herz und schritt mutig, mit festen Schritten in den Wald hinein.

Die Geräusche verfolgten ihn einmal, dann wiederum kamen sie von vorne, und je weniger er Furcht zeigte, desto erschreckender und furchteinflößender wurden sie.

Er ließ sich nicht einschüchtern, bis unvermittelt direkt vor ihm ein schattenhafter Umriss auftauchte, in dem er einen Mann in einer Rüstung und mit einem Schwert zu erkennen glaubte. Voller Angst begann er zu laufen, doch ebenso plötzlich, wie sie erschienen war, löste sich die Erscheinung in einen Nebelfetzen auf, dessen Umrisse ihn an die eines Menschen erinnerten hatten.

Schließlich endete der Wald, und er blickte immer noch mit klopfendem Herzen von einem Hügel hinab auf eine weite, ins Dämmerlicht getauchte Landschaft. Er hatte

nicht bemerkt, dass der Pfad bergauf geführt hatte, doch das Nebelmeer lag nun ein ziemliches Stück unter ihm.

Als er sich umsah, entdeckte er dort, wo sein Weg ihn wieder an den Nebel heranführen würde, eine Hütte. Er zögerte, bevor er darauf zuing. Aber er hatte keine Wahl: Er musste Menschen finden, die er um Hilfe bitten und fragen konnte, wo er sich befand.

Das Gebäude war aus weißem, grob behauenen Stein und mit Schindeln gedeckt. An der Rückseite lag ein hölzerner Unterstand, unter dem sich ein gutes Dutzend Schafe und zwei Ziegen drängten. Aus einem Kamin stieg eine dünne Rauchfahne, die sich schon knapp über der Hütte im Dunst verlor.

Als er sich näherte, begann beim Haus ein lautes Gebell. Er blieb stehen und zögerte, und während er noch überlegte, ob er umkehren sollte, kam schon ein Hund auf ihn zugerannt.

Es war ein großes, kräftiges Tier mit zottigem Fell, fast so dicht und verfilzt wie die Wolle der Schafe. Es hielt auf ihn zu, sprang ihn an und riss ihn zu Boden. Er versuchte, sich zu wehren, doch der Hund leckte ihm nur das Gesicht ab und blieb, freudig kläffend, neben ihm sitzen.

»Rem!«, rief eine laute Stimme. »Rem, komm her! Sitz!«

Das Tier wandte sich mit einem leisen Winseln um und trottete hinab in Richtung des Hauses, wo der Schüler, als er sich aufsetzte, einen großgewachsenen, breitschultrigen Mann mit dichtem Bart in der Tür stehen sah.

Der Mann tätschelte den Hund liebevoll und schubste ihn ins Haus. Dann kam er den Weg herauf, dem Jüngling entgegen. »Verzeih«, sagte er. »Rem ist ein wenig ungestüm, aber er tut keinem was zuleide.« Er reichte ihm die Hand und half ihm, aufzustehen. »Komm ins Haus, es ist noch kalt im Freien!«

Der Schüler erhob sich und folgte wortlos.

Sie gingen hinein und schlossen die Türe hinter sich. In der Mitte des Raumes befand sich ein Tisch mit zwei



Sesseln. Ein Eisenofen verbreitete angenehme Wärme, und es duftete nach frischem Brot.

»Setz dich«, sagte der Mann. »Wir haben selten Fremde zu Besuch, und«, er musterte die Kleidung argwöhnisch, »Fremde, die aussehen wie du, hatten wir überhaupt noch nie hier!«

Der Priesterschüler nahm auf einem der Sessel Platz und sah sich weiter um. Der zottige Hund, dessen Augen man nur bei genauerem Hinsehen entdeckte, lag auf einer Decke vor dem Ofen. Es gab nicht viele Möbel, nur zwei hölzerne Truhen und eine Bank neben dem Ofen. In zwei Wänden befanden sich Türen, in der dritten Wand waren zwei Fenster, deren dicke Scheiben mit Wasserdampf beschlagen waren und durch die man nicht nach draußen sehen konnte. Die vierte Wand verfügte neben der Eingangstüre noch über ein weiteres winziges Fenster, dessen Rahmen nur mit einem Stück Pergament bespannt war.

»Mein Name ist Thy«, erklärte der Hausherr. »Und wie lautet deiner?«

Der Priesterschüler sah Thy kurz mit nachdenklichem Blick an und wandte seine Augen wieder ab. »Ich habe keinen Namen«, erwiderte er mit trauriger Stimme.

»Auch gut.« Thy ließ sich nicht beirren. »Aber Hunger hast du, oder nicht?«

»Oh ja, es wäre zu gütig von Euch ...!«

Thy machte eine abwehrende Handbewegung. »Wir müssen nicht hungern, wir haben genug.«

Er verließ die Stube durch die linke Türe und kam nach kurzer Zeit mit einem großen Laib Brot, einem Teller mit einigen Stücken blättrig geschnittenem Käse und einer Kanne Milch zurück.

Der Jüngling brach etwas vom Brot, nahm sich eine Scheibe Käse und trank einen großen Schluck. Es war Ziegenmilch. »Ich danke Euch«, sagte er.

»Es ist gerne geschehen.« Thy holte ein Messer aus der Tischlade und schnitt sich eine dicke Scheibe Brot ab. Wäh-

rend er sie sich zu Gemüte führte, sagte er: »Nun erzähle! Wo kommst du her, und was suchst du in dieser Gegend?«

»Herr Thy, ich könnte das leichter erklären, wenn ich wüsste, wo *diese Gegend* ist! Wo bin ich überhaupt?«

Thy sah ihn erstaunt an. »Hast du dich verlaufen? Du bist direkt am Nebelmeer, etwa zehn Meilen südlich von Eliathera. Wo kommst du denn her?«

»Aus dem Brē-Tal, zwischen Ensīda und S'kenlok.«

Thy dachte angestrengt nach. »Nein, diese Namen habe ich noch nie gehört. Könnte es sein, dass ich die Orte unter anderen Namen kenne?«

»Ich weiß nicht. Ich bin auf einer Lichtung, nicht weit von hier, aufgewacht, habe nach einem Weg gesucht und bin durch den Wald hierher gelangt. Es war schrecklich, überall waren Lichter, Schatten und unheimlicher Geräusche! Ich glaubte jeden Augenblick, die wilden Tiere würden über mich herfallen!«

Thy lachte auf und sah ihn mit mitleidigem Blick an. »Du musst in der Tat aus einem fernen Gebiet kommen, wenn du dich von den Wassergeistern narren lässt!«

»Wassergeister?«

»Ja, vor allem *Gemmen*, *Schemen* und *Irrklänge*! Die Lichter, Schatten und Geräusche, die du gehört hast! Sie treiben ihr Spiel mit uns, wenn wir in die Wälder oder in den Nebel gehen, gaukeln uns etwas vor und halten uns zum Narren! Aber sie sind ungefährlich. Es sind nur Geister, weder gut noch böse, einfach nur ein bisschen boshaft und zu Streichen aufgelegt! Gefährliche Tiere gibt es nicht in dieser Gegend!«

Thys Blicke wanderten zur rechten Türe, durch die soeben ein verschlafen aussehendes Mädchen eingetreten war. »Meine Nichte Nanya«, stellte er vor.

Nanya war sechzehn oder siebzehn Jahre alt und eine Handbreit kleiner als der Priesterschüler. Sie hatte leicht gewellte, dunkelbraune Haare, die ihr bis über die Schultern reichten, und trug ein hellblaues Nachtgewand. Sie

ging barfuß auf dem aus festgestampftem Lehm bestehenden Boden. Als sie den Priesterschüler sah, begann sie zu lachen und fragte: »Ein Narr? Wo kommt denn der her?«

»Ich bin kein Narr!«, erwiderte er. »Diese Kleidung hat eine besondere Bedeutung, aber das verstehst du nicht!«

Nanya wirkte beleidigt und antwortete nicht darauf. Sie zog eine der Truhen an den Tisch heran, setzte sich darauf und schnitt sich eine Scheibe Brot ab. »Ah, Frühstück«, sagte sie. »Ich habe ja solchen Hunger!«

»Nanya, kennst du ein Tal des Flusses Brē?«, wollte Thy unvermittelt wissen.

Das Mädchen schüttelte den Kopf, während es nach einem großen Stück Käse griff. »Ich glaube, ich habe diesen Namen noch nie im Leben gehört!«

»Du hast begonnen, zu erzählen, wie du zu uns gekommen bist«, wandte sich Thy wieder an den Priesterschüler. »Du bist auf einer Lichtung in der Nähe aufgewacht. Was ist vorher geschehen?«

»Das darf ich nicht erzählen, weil ich nicht weiß, ob ich Euch trauen kann. Ihr dürftet weder gut noch böse sein, sondern müsstet den Dingen neutral gegenüberstehen. Nur dann könnte ich Euch ins Vertrauen ziehen!«

Nanya zog die Augenbrauen hoch und schien angestrengt nachzudenken. Dann sah sie ihn misstrauisch an. »S'kanj-galla?«

»Was?«, erwiderte ihr Onkel, und Nanya erklärte, ohne eine Reaktion des Jünglings abzuwarten: »S'kanj-galla, ein Orden in Lum l'hasa, der die Hütung des Gleichgewichtes der Welt zur Aufgabe hat! Ist es das?«

Der Priesterschüler nickte überrascht. »Ja, ich bin ...«, er schluckte und verbesserte, »ich *war* einer von ihnen!«

»Und Brē s'jon! Jetzt fällt es mir ein! So heißt der Fluss, der im Unüberwindlichen Gebirge aus dem Orol-furil, dem Orol-See, entspringt! Waldwelt! Natürlich, das ist es!«

»Nanya!«, rief Thy aufgebracht. »Du hast versprochen, nie wieder über diese Dinge zu sprechen!«

»Worüber sprechen?«, fragte der Schüler verwirrt. »Wieso Waldwelt? Wo bin ich, und wieso weißt du über unseren Orden Bescheid?«

»Das ist eine lange Geschichte«, stellte das Mädchen fest. »Du bist in *Eyle*, der Nebelwelt, und Waldwelt ist der Name, den wir für Lum l'hasa benutzen.«

Er starrte sie kurz mit offenem Mund an. »Das ... das heißt, ich bin nicht mehr ... in derselben *Welt* wie zuvor?«, stammelte er und fröstelte dabei.

»Nein, gewiss nicht!«

»Nanya!«, rief Thy energisch. »Ist dieser Bursche etwa auch ein *Wanderer*, so wie du und dein Vater?«

»Ich denke nicht, Onkel. Er hätte sich sonst besser zurechtgefunden. Es soll vorkommen, dass unter gewissen Umständen auch normale Menschen über die Grenzen gehen können. Vielleicht ist das bei ihm geschehen!«

»Ich verstehe überhaupt nichts!«, erklärte der Schüler und schüttelte heftig den Kopf. »Was hat das zu bedeuten? Was ist ein *Wanderer*? Und welche Grenzen meinst du?«

»Die *Wanderer* sind verflucht«, sagte Thy und atmete tief.

»Die *Wanderer*«, berichtete Nanya mit einem strafenden Seitenblick auf ihren Onkel, »sind Menschen, die sich recht mühelos von einer Welt in eine andere begeben können. Diese Fähigkeit kann, muss aber nicht vererbt werden. Es ist nicht erlernbar, über die Grenzen zu gehen, man muss dazu geboren sein. Es ist eine *Gabe*, kein Fluch!«

»Und du kannst es?«

»Ich kann es, aber ich bin nicht sicher, ob ich dich mitnehmen und in deine Welt zurückbringen könnte!«

»Aber ich *muss* zurück!«, rief der Schüler verzweifelt. »Die Steine dürfen unter keinen Umständen getrennt werden, ich muss sie wiederfinden!«

»Was sagst du? Doch nicht etwa die Heiligen Steine des S'kanj-galla? Das Zeichen für das Element der Erde? Was ist mit ihnen?«

»Ich ... ich hätte das nicht sagen dürfen«, stotterte er. »Doch ich glaube, dass ich dir trauen darf. Die Steine sind ... – sind gestohlen worden. Banditen haben uns überfallen und ...«, er brachte die Worte fast nicht heraus, »... die Priesterinnen und Priester alle getötet!« Er kämpfte verbissen gegen die Tränen, aber er durfte sich in Anwesenheit anderer Menschen nicht erlauben, zu weinen.

»Und die Steine?«, fragte Nanya entsetzt.

Er schluckte und rang um Worte. »Sie sind verloren ... alle. Bis auf diesen einen, den ich um den Hals trage!«

Er nahm die Kette, die er um den Hals trug, ab und zeigte sie kurz.

Als Nanya sich vorbeugte, um den Stein besser zu sehen, zog er die Hand sofort wieder zurück und sagte: »Du darfst ihn nicht berühren. So weit traue ich keinem. Es ist schlimm genug, wenn die anderen Steine nicht mehr in den Händen neutraler Menschen sind!«

»Das wollte ich gar nicht«, versicherte sie. »Das ist ein Zeichen der Erde, das will ich gar nicht anfassen.«

»Nanya«, fragte Thy. Sein Gesicht war bleich geworden. »Was bedeutet das? Woher weißt du das alles?«

»Onkel Thy, Vater hat mich oft über die Grenzen mitgenommen, als ich ein kleines Mädchen war, und mir viele Dinge über die anderen Welten erzählt. Was das bedeutet, ist schwer zu sagen. Ich denke aber, nichts Gutes!«

Nanya wandte sich wieder an den Schüler. »Du musst mir mehr erzählen! Waren es gewöhnliche Banditen, oder wussten sie über die Macht der Steine Bescheid?«

»Ich weiß nicht. Es war schrecklich, und es ist ein Wunder, dass sie mich nicht auch getötet haben!«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Auch wenn sie nichts über die Steine wissen, werden sie es bald herausfinden, und dann werden sie alles daransetzen, um den letzten davon auch noch zu bekommen!«

»Du meinst, sie könnten hierher kommen?«, fragte Thy mit ängstlicher Stimme und runzelte sorgenvoll die Stirn.

»Ich weiß es nicht. Ich weiß zu wenig über die Steine; vielleicht ermöglichen sie dem Besitzer, über die Grenzen zu gehen, vielleicht auch nicht. In jedem Fall ist durch den Diebstahl des Zeichens das *Gleichgewicht der Welten* in Gefahr!«

»Das Gleichgewicht der Welt?«, wunderte sich der Schüler. »Meinst du das S'kanj-galla?«

»Das Gleichgewicht der *Welten*«, stellte Nanya fest, »so sagte mir mein Vater, ist noch um vieles bedeutender als das S'kanj-galla. Es heißt, es gebe vier Welten, die so nahe verwandt seien, dass man auf ihnen sogar die gleiche Sprache spreche, und von denen jede ein magisches, ungeheuer mächtiges Zeichen für eines der vier Elemente beherberge. Die Heiligen Steine des S'kanj-galla sind eines davon. Wenn nur eine Welt ohne ihr Zeichen wäre, oder auf einer anderen Welt zwei zugleich, wäre dies schrecklich! Die Folgen wären nicht abzusehen, das Gleichgewicht wäre zerstört, und es könnte das Ende der Welt, wie wir sie kennen, bedeuten!«

»Das klingt furchtbar!«, meinte Thy kopfschüttelnd. »Ist es wirklich so schlimm?«

Die Finger des Schülers spielten nervös mit dem Stein, den er wieder umgehängt hatte. »Ich glaube, dass es wirklich so schlimm ist. Ich wünschte, ich könnte einen der Priester um Rat fragen. Doch sie sind alle tot. Keiner hat überlebt!« Wieder musste er gegen die Tränen kämpfen.

»Gab es keinen, der nicht an der Zeremonie teilgenommen hat, weil er krank war oder keine Zeit hatte?« Nanya fuhr nervös mit den Fingern durch ihre verfilzten Haare, um die einzelnen Strähnen zu entwirren.

Der Schüler schüttelte den Kopf. »Die Sonnwendfeier ist unser wichtigstes Treffen! Keiner hat gefehlt!«

»Und Leute, die früher Priester waren und aus dem Orden ausgetreten sind?«, überlegte das Mädchen.

»Sie wären nicht mehr neutral!«

»Aber zur Not könnten sie helfen!«

Der Jüngling verneinte. »Wer bei uns Priester ist, bleibt es! Nur einmal in der Geschichte des Ordens wurden zwei ausgeschlossen, weil der eine sich dem Guten zugewandt und der andere am Bösen Gefallen gefunden hat!«

Sie sahen einander eine Weile stumm an und wussten keinen Rat. Dann schüttelte Nanya nachdenklich den Kopf und meinte zögernd: »Dann werden wir wohl *den König* um Hilfe bitten müssen.«

»Den König?«, wunderte sich der Priesterschüler. »Meinst du *Gōndra Thorm*, Herrscher über Lum l'hasa?«

»Nein, kein *weltlicher* König könnte uns helfen!«, erwiderte sie mit Bestimmtheit.

»Nanya«, erklärte Thy in einem Ton, als zweifle er an dem Verstand seiner Nichte. »Der König *existiert* nicht. Er ist ein Hirngespinnst, nicht reeller als die Gemmen und Schemen da draußen im Nebel! Schon viele Leute haben ihn gesucht, und keiner von ihnen hat ihn gefunden!«

»Und doch gibt es ihn«, beharrte Nanya.

»Wer ist dieser König?«, wollte der Schüler wissen.

»Es gibt eine Sage«, begann das Mädchen, »die berichtet, dass es einen mächtigen König gibt, der darüber wacht, dass die Welt im Gleichgewicht bleibt, und der wie ein gütiger Gott auf uns herabblickt. Er ist der Herr aller Wanderer, der *Herr der Vier Welten*, und er hält sich verborgen. Niemand kann ihn finden, wenn er nicht gefunden werden will. Doch jetzt, wo das Gleichgewicht der Welten in Gefahr ist, bin ich fast sicher, dass wir ihn finden werden.«

»Du sprichst in der Mehrzahl!«, protestierte Thy. »Soll das heißen, du willst mit ihm gehen, den König suchen?«

»Ich kann nicht anders, Onkel!«

»Du wirst nicht gehen!«, fuhr er sie scharf an.

Nanya seufzte tief und senkte den Blick. »Onkel Thy, du weißt, dass es wichtig ist! Wir dürfen nicht nur an uns selbst denken, wenn die ganze Welt bedroht ist! Außerdem haben wir keine Wahl. Der Bursche kann nicht bleiben, denn früher oder später würden die Banditen nach dem

letzten Stein suchen und hierher kommen.« Sie stand auf, ging zu dem Hund hin, der noch immer vor dem Ofen ausgestreckt lag, und kraulte ihn zwischen den Ohren. »Und ich glaube nicht, dass Rem es mit einer Horde mordlüsterner Banditen aufnehmen könnte.«

»Ich kann mich noch gut selbst meiner Haut wehren!«

»Onkel, diese Banditen haben gerade erst ein paar Dutzend Menschen getötet!«

»Wenn du gehst, wirst du nicht wiederkommen.«

»Natürlich werde ich das!«, versicherte sie.

»Nein, nicht für lange. Das ist der Fluch, der auf euch Wanderern liegt. Ihr seid verdammt, nie an einer Stelle zu verweilen. Immer wieder zieht es euch fort! Du bist auch nicht anders als dein Vater, und ich dachte schon, du hättest das alles überwunden!« Er schüttelte den Kopf und rang um Beherrschung. »Ich habe gehofft, du könntest ein normales Leben führen, gehofft, du würdest nicht werden wie dein Vater, weil du nur selten mit ihm gegangen bist. Doch ich fürchte, ich habe mich geirrt!«

Nanya stand wortlos auf und ging in den Nebenraum. Thy blieb bei Tisch sitzen und stützte den Kopf in beide Hände.

»Es tut mir leid, dass ich Euch Unannehmlichkeiten bereite«, bedauerte der Priesterschüler und glaubte, einen feuchten Glanz in den Augen des Mannes zu bemerken.

Thy blickte auf und wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht. »Die Schuld liegt einzig und allein bei den Banditen, die euch überfallen haben, denn sonst wärest du ja nicht zu uns gekommen. Du kannst nichts dafür. Außerdem glaube ich, Nanya hat schon lange auf einen Grund gewartet, von hier wieder fortzugehen. Wahrscheinlich muss es so sein. Die Tochter eines Wanderers ist wohl nicht dazu geboren, als Schafhirtin zu leben.«

Er erhob sich und folgte seiner Nichte in die Kammer. Der Priesterschüler hörte, wie drinnen heftige Worte gewechselt wurden. Nanya und ihr Onkel stritten mitein-



ander, aber er konnte nichts verstehen und wollte nicht an der Türe lauschen.

Nach einer Weile kam sie zurück, gefolgt von Thy. Sie hatte sich umgezogen und trug jetzt einfache, bequem aussehende Leinenkleidung von grau-grüner Farbe sowie eine Umhängetasche. Die Farbe ihres Gewandes war so, dass sie im Nebel fast unsichtbar war. Nur Tasche und Stiefel waren aus braunem Leder.

»Komm«, sagte Nanya zu dem Jüngling. »Wenn du dich genug aufgewärmt hast, lass uns aufbrechen!« Sie küsste ihren Onkel auf die Wange.

Rem ließ ein dumpfes Bellen hören, und das Mädchen lief zu ihm. »Natürlich verabschiede ich mich auch von dir, Zotteltier!«, sagte sie, tätschelte ihn zum Abschied und ging zur Türe.

Rem folgte wedelnd und bellte nochmals. Es klang sehr vorwurfsvoll.

»Ich habe keine Wahl, ich muss gehen!«, rechtfertigte sich Nanya, mehr vor ihrem Onkel als vor dem Hund. »Wenn du ein Wanderer wärst, würdest du es verstehen!«

Thy ging zum Tisch, nahm den Rest des Brotes und reichte es dem Priesterschüler. »Ihr werdet Hunger bekommen«, meinte er. Dann nahm er Nanyas Hand, drückte sie und sagte mit erstickter Stimme: »Leb wohl, mein Kind! Die Götter haben die Wanderer verflucht. Ich wünschte, es gäbe einen Weg, den Fluch zu brechen.«

»Wenn ich den König finde, finde ich auch einen Weg, dies zu tun!«, lachte Nanya. Dann legte sie die Arme um ihren Onkel und gab ihm noch einen letzten Kuss. »Ich komme wieder«, versprach sie.

Er sah seine Nichte nur stumm an, und sie schluckte. Der Priesterschüler spürte, dass ihre Zuversicht nur gespielt war.

Wahrscheinlich hatte ihr Onkel recht, und dies war ein Abschied für sehr lange Zeit.

Oder für immer.

Eine Träne schimmerte in ihrem Augenwinkel, doch bevor ihre Gefühle sie übermannen konnten, drehte sie sich herum und rannte aus dem Haus.

Der Priesterschüler folgte ihr. Wenige Schritte entfernt drehte er sich nochmals um, als er ein leises, klägliches Winseln vernahm.

Er sah Thy in der offenen Türe stehen und ihnen nachblicken. Seufzend kniete der Mann nieder, legte die Arme um das zottelige Tier und murmelte traurig: »Lebt wohl, und hoffentlich habt ihr Erfolg!«

Nanya war schon weit vorausgeeilt. Der Schüler beschleunigte seine Schritte, um zu ihr aufzuschließen. Als er sich nach einer Weile abermals umdrehte, war die Hütte im Nebel des frühen Morgens längst nicht mehr zu sehen.



## DIE HEXE VOM ROTEN BERG

**N**yl'jār war ein ausgezeichnete Reiter, aber an diesem Morgen hatte er größte Mühe, mit seinem Anführer mitzuhalten.

Bevor noch das Blut an den Schwertern getrocknet war, hatten sie den letzten Getreuen befohlen, in ihren Unterschlupf im Wald von *Alria-rangin* zurückzukehren und dort auf sie zu warten. Dann hatten sie eilig den Ort ihrer Verbrechen verlassen.

Noch im Laufe der Nacht, spätestens am Morgen, würden Soldaten des Königs von Lum l'hasa, Gōndra Thorm, kommen, um nach dem Rechten zu sehen. Doch Nyl'jār hatte den Eindruck, dass dies nicht der einzige Grund für den überhasteten Aufbruch war.

Seit sein Anführer Makthār in den Besitz der Heiligen Steine gelangt war, wirkte er verändert, so als würde ihn eine unsichtbare Kraft vorantreiben.

Schon seit Stunden waren sie in Richtung des Küstengebirges unterwegs. Obwohl ihre Pferde bereits schweißnass waren, gaben sie ihnen die Sporen und trieben sie weiter an.

Ein kalter Wind wehte von Norden über die Berge, vom *Udrim-navahon*, dem Udrimfjord her, zu ihnen herüber.

Noch konnten sie über sich den Sternenhimmel und den Mond sehen, der sich schon dem Horizont näherte, doch vor ihnen brauten sich dunkle Wolken zusammen.

Die Straße, der sie folgten, wand sich in die Berge und wurde immer schlechter, je weiter sie sich der Passhöhe näherten. Der Wald wurde lichter, und oben am Pass, den sie erreichten, als der Himmel im Osten schon hell wurde, hielten sich nur noch zwergwüchsige Kiefern.

Makthār hielt sein Pferd zurück und betrachtete den Wegrand. Das Tier tänzelte unruhig, und Schaum stand vor seinem Maul.

»Hier ab, dieser Pfad muss es sein!«, rief Makthār. Dann hieb er dem Pferd die Sporen in die Flanken, und es machte einen Satz vorwärts.

Nyl'jār folgte ihm einen Weg hinauf, der über eine Wiese weiter auf ein karstiges Hochplateau führte. In einzelnen Senken lag bereits Schnee, und der Wind war eisig.

Der Abstand zwischen Makthār und seinem Gehilfen wurde größer, weil das Pferd des Banditenführers kräftiger war und Nyl'jār auch noch die schwere Rüstung trug.

Nach dem Plateau folgte wieder ein steiler Anstieg. Sie überquerten einen Bergrücken, und es begann zu regnen. Als sie weiterritten, verwandelte sich der Regen in Schneetreiben, und dichter, für die Augen fast undurchdringlicher Nebel kam auf.

Nyl'jār konnte schon eine Weile keinen Weg mehr erkennen, aber Makthār schien sich seiner Orientierung sicher zu sein.

Seit Nyl'jār der Banditenhorde angehörte, hatte er lernen müssen, seinem Anführer blind zu gehorchen. Dabei empfand er innerlich Hass auf diesen, weil er wusste, dass Makthār nur ein brutaler, erbarmungsloser Verbrecher war, der sich mit dem Schwert Gehör verschaffte und der von genauen Plänen oder Hinterlist nicht viel hielt. Entscheidungen traf er aus dem Bauch heraus, und meist ließ er sich dabei von primitiven Gefühlen leiten.

Nun besaß der Anführer die Heiligen Steine. Dabei war es Nyl'jār gewesen, der diesen Überfall geplant hatte, und wenn die Steine jemandem zugestanden wären, dann ihm.

Nyl'jār wurde aus seinen Gedanken gerissen, weil Makthārs Pferd strauchelte und der Bandit vornüber aus dem Sattel fiel. Er hatte sich beim Sturz nicht verletzt, doch das Pferd wand sich schnaubend am Boden und schaffte es nicht mehr, auf die Beine zu kommen.

»Verdammt Gaul!«, schrie Makthār ohne jedes Mitleid für die gepeinigte Kreatur.

Nyl'jār stieg ab und half seinem Herrn auf die Beine. »Wollt Ihr auf meinem Pferd weiterreiten?«

»Lass es laufen!«, antwortete Makthār und warf den Kopf energisch herum. »Der Weg wird ohnehin zu steil. Bei Jār<sup>1</sup>, wir brauchen keine Pferde! Los, weiter!«

Sie nahmen den Tieren die Sättel ab und trugen die Packtaschen auf den Schultern weiter. Der Schnee wurde immer tiefer und das Gehen mühsamer.

Nyl'jār fröstelte und wischte sich Eiskristalle aus seinem Bart. Die Schneefläche vor ihnen begann schon im Morgenlicht zu glänzen. Nach einer weiteren halben Stunde anstrengenden Marsches sahen sie auf einen Bergsattel hinab, wo im Schutz großer Findlinge eine steinerne Hütte stand, aus deren Kamin schwarzer Rauch aufstieg. Die Steine des Hauses waren von dunkelroter Farbe.

»Hier ist es!«, rief Makthār und lief voraus. Als Nyl'jār ihn eingeholt hatte, trommelte der Bandit schon mit den Fäusten gegen die hölzerne Türe der Behausung.

Mit lautem Fluchen näherte sich drinnen eine Stimme. »Wer seid Ihr, bei *Toemid*<sup>2</sup>?«

Er antwortete nicht. »Mach auf, oder *ich* mache auf!«

---

1 Das Wort für den Teufel ist eigentlich Jārgal, allerdings soll es Unglück bringen, den vollen Namen auszusprechen, weshalb man immer nur die Kurzform Jār verwendet.

2 Treffen zwei Vokale aufeinander, so werden sie stets getrennt ausgesprochen, also in diesem Fall als »To-emid«. Es gibt keine Umlaute.

Die Tür wurde entriegelt, und der Bandit warf sich im selben Augenblick mit seinem ganzen Gewicht dagegen, sodass die Frau, die dahinter gestanden war, durch den halben Raum auf eine improvisierte Bettstatt geschleudert wurde. »Wenn ich klopfe, bin ich gewohnt, dass man mir aufmacht!«, bekräftigte er.

Die Frau murmelte ein paar unverständliche Flüche und fragte: »Was hast du bei der Hexe vom Roten Berg zu suchen, Makthār?«

Nyl'jār nahm sein Messer und putzte demonstrativ seine Fingernägel. »Wir stellen die Fragen«, meinte er.

»Ihr stellt die Fragen!«, kreischte die Hexe, und dann, zu einem Raben gewandt, der auf einer Stange beim Herd hockte, »Hast du gehört, Krāah<sup>1</sup>? Er stellt die Fragen! Ist das nicht komisch?«

»Halt's Maul! Es ist schön, dass du mich noch kennst, aber ich habe nicht zum Spaß meinen Gaul zuschanden geritten, um zu dir zu gelangen! Ich habe Fragen!«

»Er hat Fragen!«, krächzte der Vogel.

»Ja, ich habe Fragen! Kennst du das?« Er nahm den Beutel vom Gürtel und leerte den Inhalt auf den Boden.

»Krāah!«, rief die Hexe aus. »Siehst du, was ich sehe?«

»Ich sehe auch, was du *nicht* siehst!«, krächzte der Vogel.

Die Hexe fiel auf die Knie und kroch zu den Steinen hin. »Woher habt ihr sie?«

»Wenn du nur einen von ihnen berührst, spalte ich dich in Stücke!«, rief Nyl'jār und warf sein Messer so, dass es eine Handbreit von der vorgestreckten Hand der Hexe entfernt in den Holzbrettern des Bodens steckenblieb.

»Ich sagte, wir stellen die Fragen!«, schrie Makthār.

»Nein, dein Freund sagte das. Er ist schnell mit dem Messer, Makthār! Gib acht, dass er niemals hinter dir steht, sonst könnte er dich damit in den Rücken treffen!«

---

1 Die Regel für das Zusammentreffen zweier Vokale gilt auch für den Namen »Krāah«. Zwischen dem langen und dem kurzen »a« ist eine kurze, fast unhörbare Atempause.

»Schwätze nicht! Woher ich die Steine habe, tut nichts zur Sache! Ich will wissen, wie man damit umgeht!«

Die Hexe begann zu kichern. »Das soll ich dir sagen!«

»Du wirst es uns auch sagen!«

Sie fasste sich und setzte mit normaler Stimme fort: »Hör zu! Was du hast, ist ein Schatz, doch wertlos für dich. Es ist die absolute Weltherrschaft, aber du wirst sie nicht erlangen! Es ist die totale Macht, doch nicht für dich! Es ist grenzenloses Wissen, doch du wirst für immer ein Tor bleiben. Denn was du da hast, ist nicht wertvoller als der Schlüssel zu einer Truhe, die du nicht besitzt!«

»Gib acht, was du sagst!«, warnte Nyl'jār. »Außerdem weiß ich eine ganze Menge über die Steine. Ich weiß, welche Macht sie besitzen, aber nicht, wie wir sie für unsere Zwecke einsetzen können!«

»Ich weiß, was ich sage«, erwiderte die Hexe selbstsicher. »Es ist, wie es ist. Du hältst den Schlüssel zur Macht ohne Grenzen in den Händen, doch du weißt nicht, wie du ihn anwenden sollst! Was die Priester taten, waren Kinderspiele im Vergleich zu der wirklichen Macht, die sie verleihen! Ich weiß das alles, ich habe die Truhe, doch nicht den Schlüssel! Wir werden uns also einigen müssen!«

»Gar nichts müssen wir, bei Jār!«, meinte Makthār. »Wir töten dich, wenn du nicht sagst, was wir wissen wollen!«

Die Hexe begann, in sich hineinzukichern. »Ihr wollt mich töten? Hast du gehört, Krāah?«

»Sie wollen dich töten!«, krächzte der Rabe.

»Nun gut«, sagte sie weiter, »so sollt ihr wissen, dass ihr mich nicht wirklich töten könnt. Ich bin erst fünfmal gestorben, und ihr könnt mich nicht zweimal zugleich umbringen! Aber weil ich heute meinen guten Tag habe, – und das, obwohl ihr mich aus dem Schlaf gerissen habt – will ich euch das Geheimnis verraten, das ihr wissen wollt. Doch es kostet einen Preis!«

»Nyl'jār«, rief Makthār. »Gib ihr den Beutel mit dem Schmuck, den wir den Priestern abgenommen haben!«



»Schmuck!«, lachte die Hexe. »Schmuck!« Sie wandte sich an den Vogel. »Hast du gehört, er will eine Hexe mit billigem Schmuck bezahlen! Womöglich nicht mal Silber!«

»Was verlangst du?«

»Ihr werdet mit mir teilen müssen. Ich verlange für mein Wissen einen einzigen von den Steinen! Es muss nicht mal der schönste, ebenmäßigste, rundeste sein! Irgendeiner der Steine, und du sollst wissen, was du willst!«

»Gut!«, nickte Makthār. »Zuerst die Antworten!«

»Zuerst den Stein!«, beharrte die Hexe.

»Da, nimm ihn dir!«, rief der Banditenführer wütend.

Die Hexe streckte ihre Rechte aus, deren Fingernägel fast noch einmal so lang wie die Finger selbst waren. Sie pickte einen Stein heraus und steckte ihn in den Ausschnitt ihres in Fetzen hängenden Kleides. »Hör zu!«, sagte sie. »Hör gut zu, denn ich habe keine Lust, ein und dieselbe Sache zweimal zu erzählen!«

»Hör gut zu!«, krächzte auch der Vogel.

»Fang an!« Makthār ramnte sein Schwert in den Fußboden, sodass es hin- und herfedernd steckenblieb.

»Gleich, gleich! Wer der Weltherrschaft nahe steht, soll sich in Geduld üben! Die Welt wurde nicht an einem Tag erschaffen und will auch nicht so zerstört sein! Also hört beide zu: Diese sechsunddreißig Steine waren einst ein einziger Stein, ein einziges, mächtiges Zeichen für die elementare Macht der Erde. Die Priester vom S'kanj-galla wussten recht gut darüber Bescheid, wie man die Steine benutzt, um damit die Zukunft vorherzusagen. Sie wussten auch, wie mächtig die Steine sind, aber wegen ihres Glaubens hätten sie nie gewagt, ihre Macht anzuwenden. Weder zum Guten noch zum Bösen.«

»Was die Priester taten und wussten, brauchst du uns nicht zu sagen, das weiß ich selbst!«, unterbrach Nyl'jār.

»Gut, kommen wir zu weniger bekannten Dingen. So wie die Steine Macht über die Erde haben, gibt es drei weitere Zeichen für die übrigen Elemente, für Feuer, Wasser

und Wind. Doch sie sind unerreichbar für Euch, denn sie befinden sich nicht auf dieser Welt. Habt ihr gewusst, dass auch die sechsunddreißig Steine vor langer Zeit ein einziger Stein waren? Aber das ist für euch unwichtig. Ist es nicht schrecklich, Krāah, wie ich vom Thema abkomme?»

»Es ist schrecklich!«, krächzte der Rabe.

»Ja, das ist es! Also bemühe dich, dass es dir nicht noch einmal passiert!«

»Diese Ungeduld!«, meinte die Hexe kopfschüttelnd. »Da merkt man, dass ihr noch nie gestorben seid, denn wer schon ein paarmal tot war, für den ist Zeit nicht von Bedeutung! Aber ich werde mich bemühen! Also, vor langer Zeit befanden sich die Steine, die noch ein einziger Stein waren, zusammen mit den anderen drei Zeichen auf einer Insel, die in einem See in der Mitte des Kratergebirges liegt.«

»Das Kratergebirge ist unüberwindbar! Dahinter ist das Ende der Welt!«, behauptete Nyl'jār.

»Hörst du, Krāah? Wie, bei *Stuparon*, soll man jemandem etwas über die Magie der Steine erklären, der keine Ahnung hat, wie die Welt wirklich aussieht? Es hat keine Bedeutung, ob ihr das begreift oder nicht. Ihr werdet es noch verstehen. Aber vergesst es nicht, denn ich werde es kein zweites Mal sagen. Von dieser Insel wurde das Zeichen von Leuten des *Weltenkönigs*, der vor langer Zeit regierte, fortgebracht, ebenso wie die übrigen drei. Die vier Zeichen wurden auf vier verschiedene Welten gebracht, die in Wahrheit alle eins sind. Aber das müsst ihr nicht verstehen. Es heißt, jedes einzelne von diesen Zeichen würde seinem Besitzer uneingeschränkte Macht über das jeweilige Element verleihen, doch niemals mehr dürften alle vier an einem Ort zusammengebracht werden. Dies wäre das Ende der Welt, wie wir sie kennen. Denkt daran, denn ich sage es nicht noch einmal!«

Nyl'jār hatte ein Stück Pergament hervorgeholt und schrieb darauf mit Kohle nieder, was ihm wichtig erschien.

»Das sieht euch ähnlich!«, rief die Hexe. »Könnt euch nicht einmal die *einfachsten* Dinge merken und wollt die Welt beherrschen!«

»Lass diese Bemerkungen, oder ich hole Nadel und Faden und nähe dir dein Maul zu!«, drohte Makthār. »Sprich lieber weiter über die Zeichen!«

»Es ist ganz einfach: Die Zeichen können dem, der darüber Bescheid weiß, Wünsche erfüllen, sofern sie das betreffende Element betreffen. Trefflich, nicht wahr?«

»Du sollst das lassen!«

»Aber ja! Und jetzt kommt das Beste: Ihr könntet es so machen wie die Magier in ihren Studierzimmern und jahrelang Zauberkreise und Formeln lernen, um die Macht der Steine so einzusetzen, dass ihr sie beherrscht und nicht sie euch. Wenn euch eure eigene Seele – sofern ihr wisst, was das ist – aber nicht so viel bedeutet, könnt ihr es euch einfacher machen: Dann ist alles, was ihr tun müsst, die Steine zu berühren. Natürlich werden sie dann auch ein bisschen Macht über euch bekommen, aber das kümmert jemanden wie dich, Makthār, wohl wenig. Dann kann man damit Wissen erlangen und Wünsche erfüllen. Diese Steine gebieten der Erde. Willst du ein kleines Erdbeben?«

Sie griff sich mit der Hand an die Brust und drückte den Stein, den sie unter ihrem Gewand trug, an sich.

Die Hütte schien für wenige Augenblicke in ihren Grundfesten zu wanken, und draußen war ein Grollen zu hören.

Makthār riss die Tür auf und sah hinaus ins Schneegebirge, wo einzelne Steinblöcke den Hang herabkollerten. Er warf die Türe wieder zu und rief: »Fantastisch!«

»Das ist noch nicht alles«, meinte die Hexe. »Da die Erde als Element in fast allen Dingen vorkommt, könnt ihr auch fast allen Dingen gebieten. Je mehr Steine ihr habt, desto größer die Macht!«

»Und die anderen Steine? Was ist mit ihnen? Kann ich ihnen auch befehlen, zu mir zu kommen?«

Die Hexe begann schallend zu lachen. »Ob du ...« Es dauerte eine Weile, bis sie sich gefasst hatte. »Hältst du mich für so dumm? Hätte ich einen der Steine als Preis verlangt, wenn du ihn jederzeit wieder zu dir befehlen könntest? Nein, welch ein absurder Gedanke! Die Steine selbst sind ein Ganzes, und deshalb können sie nicht aufeinander einwirken! Aber sie wollen nicht getrennt werden! Jeder einzelne Stein kann den Weg, wohlge­merkt, nur den Weg zu jedem anderen weisen! Berühre ihn, und du spürst, wo er sich befindet, in welcher Richtung du suchen musst! Ja, der Stein könnte euch sogar helfen, in eine andere Welt zu gelangen – doch nur, wenn sich ein anderer Teil des Erdzeichens dort befindet. Dann nämlich, nur dann, kann man sich dorthin bewegen wie einer jener sagemumwobenen *Wanderer über die Grenzen*, für die der Weg zwischen den Welten so eben ist wie eine gute Landstraße!«

Nyl'jār horchte auf, doch Makthār rief: »Erzähle mir nichts über Sagen! Ich will Tatsachen hören. Was wäre, wenn ich eines jener anderen Zeichen finden würde?«

»Ich würde dir raten, es nicht zu berühren! Du würdest den Verstand verlieren, sofern du noch einen hast. Keiner kann mehr als *ein* Zeichen berühren, lass dir das gesagt sein! Es gibt einen Weg, mehr als eines zu *beherrschen* ohne sie zu berühren, doch das ist höhere Magie, und ich bin nur eine Hexe! Da müsset ihr einen guten Magier fragen!«

»Mach keine Ausflüchte, du weißt es gewiss!«, rief Nyl'jār mit gefährlich drohender Stimme.

»Beim Bart meiner Urgroßmutter, ich weiß es nicht, und wenn ihr mir sonst noch was als Preis geben würdet, ich könnte es euch nicht sagen. Aber es gibt genügend schwarze Magier, die euch beraten könnten, wenn ihr erst mehr als ein Zeichen gefunden hättet.«

»Du kannst dich darauf verlassen! Ich werde nicht nur mehr als eines finden, ich werde *alle* finden!«

Die Hexe kicherte. »Ich wünsche dir viel Vergnügen dabei! Aber überanstreng dich nicht. Wenn das so einfach

wäre, hätten sich schon viele die absolute Weltherrschaft geholt! Da musste schon einer wie du kommen, um den Priestern die Steine abzunehmen!«

»Hör auf! Hast du mir sonst noch etwas zu sagen?«

»Ich wüsste noch eine Menge, die ich dir zu sagen hätte. Wenn du jedoch deine Ungeduld nicht zügeln kannst, dann kannst du schon gehen. Glaube mir, die Weltherrschaft läuft dir nicht davon. Sie wartet zwar gewiss nicht auf *dich*, aber sie läuft niemandem davon!«

»Und du besitzt jetzt auch ein Stückchen dieser Weltherrschaft, nicht wahr?«

»Aber nur ein Sechsendreißigstel! Das ist schrecklich wenig, weniger, als dir jemals nur im Geringsten schaden könnte!«

»Warum bist du dann gierig danach?«, fragte Nyl'jār, und die Hexe rief empört: »Warum seid *ihr* so gierig, *alle* zu besitzen? Reicht euch nicht, was ihr habt?«

»Es reicht mir nicht! Und jetzt erzähle weiter!«

»Ich weiß nichts weiter, das ich dir noch sagen könnte!«, erwiderte die Hexe lachend, doch Makthār entgegnete: »Du hast vorhin gesagt, du wüsstest noch eine Menge! Sag uns alles!«

»Aber gerne! Wenn du mir noch ein paar von deinen Steinen gibst, lehre ich dich noch das kleine Hexeneinmal-eins und ein paar gute Kräuterrezepte!«

Makthār geriet außer sich vor Wut. »Du wirst uns nicht länger zum Narren halten!«, rief er.

Mit einem Ruck zog er sein Schwert aus dem Boden und holte zum Schlag aus.

Der Hieb traf den Hals der Hexe, und ihr Kopf rollte quer durch den Innenraum der Hütte.

Selbst Nyl'jār, der die Brutalität und Impulsivität des Anführers gewohnt war, erschrak und rief: »Herr! Wenn sie doch noch was zu sagen gehabt hätte?«

»Du Idiot!«, brüllte Makthār. »Hast du nicht bemerkt, dass sie uns nur zum Narren gehalten hat?«

Voller Abscheu schob er die Hand unter das Kleid der Hexe, um den Stein hervorzuholen. Er warf ihn zurück in den Beutel und begann, die übrigen Steine vom Boden einzusammeln. Nyl'jār wollte ihm helfen, doch Makthār stieß ihn mit einem heftigen Fußtritt fort. »Rühr sie nicht an!«

»Ja, Meister!«

In diesem Augenblick flog der Vogel von seiner Stange direkt auf Makthār zu.

Mit Mühe konnte der Bandit dem Tier ausweichen, dessen Schnabel es auf seine Augen abgesehen hatte. Er schlug mit dem Schwert um sich, doch der Vogel entschwand nach oben und blieb in den Dachbalken sitzen. »Mörder!«, krächzte er. »Mörder, Mörder, Mörder!«

»Biest!«, rief Nyl'jār und warf seinen Dolch nach oben. Der Vogel flatterte auf, das Messer verfehlte und fiel wieder zu Boden. Auch der Vogel setzte sich wieder im Gebälk nieder. »Mörder, Mörder!«, krächzte er.

Nyl'jār hob das Messer auf und wollte es wieder werfen, doch Makthār sagte: »Lass das! Er ist nur ein dummer Vogel, der nachsagt, was er mal gehört hat!«

»Herr, niemand hat das Wort Mörder erwähnt!«, stellte Nyl'jār fest. »Hier ist Hexerei im Spiel!«

»Fürchtest du dich etwa vor Hexerei, wo uns alle Macht der Welt offensteht? Wir haben fünfunddreißig der Steine, und mit ihrer Hilfe können wir gewiss auch den fehlenden bekommen. Dagegen ist die Macht dieser Hexe lächerlich!«

»Mörder, Mörder!«, rief der Vogel erneut.

Makthār kümmerte sich nicht darum. Er hatte den letzten Stein aufgehoben und befestigte den Beutel wieder am Gürtel. »Komm, wir wollen keine Zeit verlieren und uns auf die Suche nach dem letzten Stein machen!«

»Aber wir haben keine Pferde mehr!«

»Wer braucht Pferde? Ich spüre, wo der Stein ist; dass er nicht auf dieser Welt ist, sondern weit entfernt! Hört, ihr Steine! Ich möchte dort sein, wo der letzte Stein sich befindet, und Nyl'jār wird mitkommen!« Er umfasste den Beu-

tel mit beiden Händen, doch es geschah nichts. Er streckte die Hand hinein und berührte einen Stein, doch noch immer passierte nichts.

»Herr, die Hexe sprach von *Wanderern über Grenzen!* Vielleicht brauchen wir eine Grenze, über die wir gehen können!«

Makthār widmete Nyl'jār nur einen abschätzigen Blick, dann öffnete er die Tür. Draußen schneite es nicht mehr, dafür lag dichter Nebel über dem Sattel.

Makthār trat hinaus und war im selben Moment verschwunden. Nyl'jār folgte ihm und wurde augenblicklich von undurchdringlichem gleichförmigem Grau eingehüllt. Die Luft erschien deutlich milder als zuvor. Er machte einen Schritt zurück in die Richtung, aus der er gekommen war, aber da war keine Hütte mehr. Er tastete sich bergauf, und zunehmend wurde der Nebel lichter. Als er sich umwandte, bemerkte er hinter sich ein Meer von Nebel, das ihm noch bis an die Brust reichte. Ein Stück vor ihm lag eine saftige Wiese. Makthār wartete dort schon auf ihn und sah ihn triumphierend an. »Ich glaube, wir sind soeben über eine Grenze gegangen!«, sagte er.

Während sie ans Ufer wateten, schüttelte Nyl'jār den Kopf, als wäre dies alles ein Traum und er versuche, richtig aufzuwachen. Dann fragte er: »Wo sind wir, und wo befindet sich der fehlende Stein jetzt?«

Makthār konzentrierte sich auf einen der Steine und wies landeinwärts in Richtung der Sonne, die plötzlich viel höher stand als zuvor im Küstengebirge.

»Wo wir sind, kann ich nicht sagen. Wahrscheinlich auf einer anderen der vier Welten, von denen die Hexe gesprochen hat. Wo jedoch der fehlende Stein ist, spüre ich genau. Dort muss es sein.« Dann schritt er voraus in die angegebene Richtung, und Nyl'jār folgte ihm, ein flaes Gefühl im Magen.

LORICO

Der schwarzgekleidete Reiter hielt seinen ebenso schwarzen Hengst am Rand der *Ongard-koslhan*, der Ongard-Hochebene, an und schaute hinab ins Tiefland des Flusses Brē. Im frühen Morgenlicht wirkte es wie ein endloses grünes Band, das sich vom östlichen zum westlichen Horizont erstreckte.

Nach einer Weile hatte er gefunden, was er suchte: eine Lichtung, die man nur erkannte, wenn man wusste, dass dort eine war. Doch es stieg kein Rauch von dort auf, wie er erwartet hatte. Das war sehr seltsam.

Der Mann ließ die Zügel locker und ritt im Schritt einen steilen Pfad hinab. Im Tiefland angekommen beschleunigte er und jagte im Galopp über Pfade, die nur wenigen Menschen bekannt waren, in Richtung der Lichtung.

Unzählige Male überquerte er Flussläufe und Seitenarme, manche mehrere Dutzend Schritt breit, andere so schmal, dass das Pferd darüber hinwegsetzen konnte. Endlich, zwei Stunden nachdem er im Gebirge gerastet hatte, erreichte er sein Ziel.

Zunächst glaubte er, er habe sich im Weg geirrt. Schließlich hatte er erwartet, eine Versammlung, ein Fest oder zumindest dessen Ende vorzufinden.



Stattdessen umgab nur bedrückende Stille diesen Ort. Er stieg ab, ließ sein Pferd auf der anderen Flussseite stehen, und watete hinüber zur Lichtung. Erst nach und nach begann er zu begreifen, dass etwas Schreckliches geschehen sein musste.

Sein Gesicht verriet keinerlei Gefühlsregung, aber in seinem Inneren herrschten Trauer, Zorn und Unverständnis über das, was passiert war. Der Kreis der Priester war noch klar erkennbar, denn die meisten waren nicht einmal dazugekommen, sich zu erheben oder zu fliehen. Sie waren dort, wo sie gesessen waren, getötet worden.

Der Schwarzgekleidete hatte den Kreis halb umschritten und sah hinüber zu jenem Teil der Lichtung, wo die Schüler und Schülerinnen sich aufgehalten hatten. Er stellte fest, dass auch von ihnen niemand mehr lebte.

Er trat an die Reste des Feuers heran. Neben dem Ortspriester von Brē-lenja kniete er nieder, doch dieser war, wie alle anderen, tot. Ihn hatte kein Schwerthieb getroffen, sondern der Stich eines Dolches, wie der Fremde aufgrund der Verletzung feststellte.

Er wollte sich schon abwenden, als er, ganz leise und schwach, noch Atem zu hören glaubte. Er wandte sich um und sah, dass sich eine der am Boden liegenden Gestalten bewegte. Es war einer der Lautenspieler. Als er den Fremden bemerkte, hob er seinen Kopf ein Stück hob und bewegte die Lippen, als wolle er etwas sagen.

Der Fremde trat zu ihm, kniete neben ihm nieder und benetzte die Lippen des Mannes mit einigen Tropfen Wasser aus einem Schlauch, den er bei sich trug. Der Lautenspieler lächelte schwach und fragte matt: »Lořico?«

»Ja«, sagte der Fremde. »Ich bin es, Lořico. Und du bist Aljan, nicht wahr? Ich erinnere mich an dich. Sag, Aljan, was ist geschehen? Wer war das? Wer hat das getan?«

»Banditen!«, flüsterte der Verwundete. »Sie kamen plötzlich. Einer von ihnen ... verkleidet ... als Priester.«

»Verkleidet? Ihr habt ihn nicht erkannt?«

»Rote ... Rüstung«, hauchte der Lautenspieler.

Lorico gab ihm noch einige Tropfen Wasser, dann öffnete er die blutverklebte Kleidung, um sich die Wunde zu besehen. »Du hast Glück«, sagte er, »ich glaube, die Götter meinen es gut, und deine Zeit ist noch nicht abgelaufen.«

Er löste sein Tuch, das er beim Reiten zum Schutz vor Staub vor Mund und Nase trug von seinem Hals und machte daraus einen behelfsmäßigen Verband.

Als er fertig war, hörte er Hufschlag hinter sich. Er sprang auf, wirbelte herum und griff nach seinem Schwert, ohne es zu ziehen.

Eine Gruppe von acht Reitern kam auf ihn zu. Sie trugen die hellblauen Uniformen der Soldaten des Königs. Der Anführer hielt sein Pferd knapp vor dem Kreis der getöteten Priester so plötzlich an, dass es staubte, und rief mit donnernder Stimme: »*Sā s'don ā l'yello, ensardo?* – Wer ist dein Gott, Fremder?«

Anstatt den hier gebräuchlichen Gruß zu erwidern, sagte Lorico mit abschätzigem Blick und Verachtung in der Stimme: »Jener der Hilfe! Deiner aber muss der Gott der Torheit sein, wenn du nicht zwischen jemandem unterscheiden kannst, der helfen will, und jenen, die dieses Blutbad bereitet haben!«

»Hüte deine Zunge!«

»Ich kann auf meine Zunge besser achten als ihr auf die Priester, die ihr schützen solltet! Wo ward ihr? Warum kommt ihr erst jetzt, wo die Leichen schon kalt sind?«

»Du hast uns nichts vorzuwerfen!«, rief einer der Reiter, doch der Anführer gebot ihm mit der Hand, zu schweigen. Dann sagte er versöhnlich: »Du hast recht, Fremder, wer du auch sein magst. Wir hätten es verhindern müssen, doch der Schutz der Priester ist nicht unsere einzige Aufgabe! Gestern Abend bekamen wir einen Hinweis, Banditen wollten den Gutshof von *Kra-lenja* überfallen. Wir sind dort auf der Lauer gelegen, aber es geschah nichts. Nun sind wir gekommen, um hier nach dem Rechten zu sehen!«

»Kra-lenja? Dreißig Meilen von hier? Ihr seid auf den ältesten Trick der Welt hereingefallen, den jeder Bandit zwischen Orol und Loka kennt! Wer hat euch den Hinweis gegeben?«

»Es war ein kleinerer, hagerer Mann, der recht vornehm aussah. Er hatte gewellte, ungefähr schulterlange, dunkle Haare und trug einen Bart. Außerdem ist mir noch seine rötlich schimmernde Rüstung aufgefallen.«

»Die rote Rüstung!«, stellte Lorīco fest. »Euer Freund ist im Laufe der Nacht hier gewesen und hat sich an dem Massaker beteiligt! So sagt es jedenfalls dieser Mann!«

»Habt Ihr ihn verbunden?«

»Ja, zur Not, aber er wird einen guten Heiler brauchen. Könnt ihr ihn mitnehmen?«

»Wir werden ihn nach Brē-lenja bringen. Sagt nun, wer seid Ihr, Fremder?«

»Ich heiße Lorīco«, stellte sich der Schwarzgekleidete vor. »Aber das ist nur ein Name, den ich mir selbst gegeben habe. Früher war ich einer der Priester und trug einen anderen Namen. Jetzt teile ich ihren Glauben nicht mehr, und so durfte ich der Zeremonie nicht beiwohnen. Nun wollte ich sie besuchen, doch Ihr seht, dass niemand mehr da ist, die sich noch über diesen Besuch freuen könnte!«

»Was werdet Ihr jetzt tun?«, fragte der Anführer, und Lorīco antwortete: »Ich werde nach den Mördern der Priester suchen und den Spuren der Reiter folgen, falls Ihr welche übergelassen habt.«

Der Anführer der Soldaten überhörte die Bemerkung. Er gebot seinen Männern, abzusteigen und den Verwundeten ins Dorf zu bringen. Dann sagte er: »Wir werden reiten und dem König berichten, was geschehen ist.«

»Tut das, aber vergesst nicht, ihm zu sagen, dass die Heiligen Steine des S'kanj-galla verschwunden sind.«

Der Anführer erlebte. »Wollt Ihr etwa sagen, dass die magischen Steine sich in der Hand von Verbrechern und Mördern befinden?«

»Ihr begreift schnell«, bemerkte Lorīco sarkastisch. »Ich hoffe, König Thorm weiß, was zu tun ist. Ihr könnt ihm sagen, dass ich ihn bald in S'kenlok besuchen werde.«

»Wir werden es ausrichten. Lebt wohl!« Er wendete sein Pferd und ritt hinter den Soldaten her, die vorsichtig den Verletzten transportierten.

Lorīco untersuchte die Spuren und schloss auf eine Zahl von vierzig bis fünfzig Banditen. Sie waren aus allen Richtungen gekommen und wieder nach allen Seiten gegangen. Besonders interessierten ihn die Spuren von zwei Pferden, die an der Stelle vorbeiführten, an der die Leiche des Ortspriesters von Brē-lenja lag.

Lorīco kehrte zu seinem Pferd zurück, führte es übers Wasser und folgte zunächst zu Fuß den Hufabdrücken im weichen Boden. Als er sah, dass die Reiter eine schnellere Gangart eingelegt hatten, stieg er aufs Pferd und trieb es zum Galopp an. Er wusste, dass die beiden Banditen, die hier geritten waren, einen Vorsprung von vier oder fünf Stunden hatten. Wenn sie aber unterwegs gerastet oder für die Nacht gelagert hatten, konnte er sie einholen.

Lorīco besaß ein ausgezeichnetes Pferd. Es war ein Tier einer Rasse, die weit im Süden auf der Insel Valehelde gezüchtet wurde. Man sagte, die *Valeheldale*, die Valehelderperde, wären die besten, die man in ganz Lum l'hasa bekommen konnte.

Die Straße wurde schlechter, der Wald immer lichter, und weiter oben, schon fast an der Passhöhe, begann es zu schneien. Lorīco befürchtete, er würde die Spur verlieren, und beinahe hätte er übersehen, dass sie sich vom Weg entfernte. Das Schneegestöber wurde dichter, und schließlich fand sich keine Spur mehr.

Lorīco vermutete, dass die zuletzt eingeschlagene Richtung stimmte. Als er gegen Mittag unter dem Schnee ein totes Pferd entdeckte, fand er seine Annahme bestätigt.

Nicht weit entfernt blickte er auf einen Bergsattel hinab, auf dem eine Hütte aus rotem Stein stand. Steine und Fels-

brocken, die anscheinend vor Kurzem von den Hängen hinabgerollt waren, erschwerten ihm den Abstieg.

Lorico stieg vom Pferd und führte es an die windabgewandte Seite der fensterlosen Hütte, wo es unter dem vorspringenden Dach vor dem Schneegestöber geschützt war.

Leise ging Lorico zur Türe, die einen Spalt breit offenstand, zog sein Schwert und drückte sie auf. Sie schwang mit lautem Knarren nach innen.

Sein Blick fiel in den einfach eingerichteten Raum. In der Mitte lag eine offene Feuerstelle mit einem Kessel darüber, an der anderen Seite stand eine primitive Liegestatt.

Durch den Spalt hatte der Wind den Schnee knöcheltief geweht, sodass Lorico die Leiche zu seinen Füßen zunächst übersah. Erst als er fast darüber stolperte, bemerkte er den enthaupteten Körper, und als er sich darüber beugen und ihn näher betrachten wollte, hörte er von hinter sich eine krächzende Stimme. Unwillkürlich zuckte er zusammen.

»Wer ist dein Gott?«

Er wirbelte herum. Mit einem Satz war er bei der Türe und drückte sie zu, damit niemand hereinkommen konnte. Er schloss den Riegel und sah sich verwirrt um.

»Wer seid Ihr, bei Toemid?«

Lorico blickte nach oben, von wo die Stimme zuletzt gekommen war. Dort saß ein großer Kolkrabe im Dachgebälk, legte den Kopf schief und blinzelte auf ihn herab.

»Du bist aber ein schöner Vogel!«

»Ich bin aber ein schöner Vogel!«, krächzte das Tier.

Lorico atmete auf, ignorierte den Raben fortan und durchsuchte die Hütte. Er fand den Kopf der Leiche, legte ihn zum Körper und breitete eine Decke über den Leichnam, als der Vogel krächzte: »Mörder, Mörder, Mörder!«

»Was sagst du da?«, fragte er. »Sprich nochmal!«

»Mörder waren da!«

Lorico staunte, dass der Vogel mehr konnte als Worte nachzuplappern. »Wie viele?«

»Zwei!«, krächzte der Rabe.

Der Mann war nun vollends überzeugt, dass das Tier sinnvolle Auskünfte geben konnte. Er steckte sein Schwert weg, wies auf die Leiche und fragte: »Wer war sie?«

»Die Hexe vom Roten Berg! Verbrenne sie!«

»Ich soll sie verbrennen?«

»Brennen! Brennen! Brennen!«

Lorīco schüttelte den Kopf. »Warum?«

»Damit die sterben kann!«

Der Mann nickte. »Ich verstehe! Sie war eine Hexe, und sie hat sieben Leben. Nur wenn ich sie verbrenne, kann sie wieder zu neuem Leben erwachen. Ist es so?«

»Es ist so!«

»Erzähle mir mehr über die Mörder! Was wollten sie?«

»Fragen! Fragen! Fragen! Fragen!«, rief der Vogel.

»So viele Fragen? Was wollten sie wissen?«

»Steine.«

»Sie wollten wissen, wie sie diese benutzen können?«

Der Rabe krächzte einmal kurz, und es klang wie »Ja.«

»Und die Hexe hat es ihnen gesagt?«

»Hat verraten! Hat verraten!«

Lorīco wunderte sich. »Trotzdem haben sie sie getötet?«

»Ja! Mörder! Mörder! Mörder!«

»Ich verstehe«, nickte der Mann, »sie wollen keine Zeugen. Nur dich haben sie übersehen.«

»Krāah ist ein flinker Vogel!«

»Du heißt Kraah?«

Der Rabe war mit der Aussprache unzufrieden und verbesserte: »*Krā-ah!*« Dann flatterte er auf, setzte sich auf eine Stange nahe der Feuerstelle und rief: »Rote Rüstung!«

»Einer trug eine rote Rüstung?«, vergewisserte sich Lorīco. Der Vogel bestätigte es. »Und wo sind sie jetzt?«

Der Vogel bewegte die Flügel, als wolle er fortfliegen, blieb dann aber doch sitzen und krächzte:

*»Fortgegangen, über Grenzen, bis ans ferne Nebelmeer,  
suchst du nicht in andern Welten, findest du sie nimmermehr!«*

»Du kannst ja sogar reimen!«, stellte Lorīco fest, und der Rabe antwortete: »Krāah ist ein kluger Vogel!«

»Ja, das dachte ich mir. Was ist mit dir, Vogel? Ich werde die Mörder suchen. Willst du mitkommen?«

»Findest du sie nimmermehr!«

»Das werden wir sehen. Ich kann auch über Grenzen gehen, und wenn ich mich nicht irre, werden die Banditen und Mörder eine deutliche Spur hinterlassen!«

»Eine Spur des Todes!«

»Ja, das fürchte ich. Also, kommst du mit?«

Krāah flatterte auf und setzte sich auf Lorīcos Schulter. Der Mann wollte sich zum Gehen wenden, da krächzte der Vogel abermals: »Brennen! Brennen!«

Lorīco goss Öl aus einer Lampe über den Leichnam, entzündete eine Fackel an der Feuerstelle und warf sie darauf. Sofort fingen die Decke und die Lumpen, mit denen die Hexe bekleidet war, Feuer, und als er mit dem Vogel aufs Pferd stieg und sich von der Hütte entfernte, brannte bereits das Stroh des Daches lichterloh.

Durch den Schnee machte sich der Mann auf den Weg in die Richtung, aus der er gekommen war. An der Stelle, von der man den Bergsattel überblicken konnte, wandte er sich um. Der Dachstuhl stürzte gerade ins Innere der Mauern, und eine Flammensäule erhob sich in den Himmel.

»Wir werden deine Mörder finden«, versprach Lorīco, in Richtung des Hauses gewandt. »Denn sie sind auch die Mörder der Priester, und ich werde nicht ruhen, bis ich sie gefunden habe. Das schwöre ich, bei allen Göttern!«

»Bei *Toemid* und *Luk*«, bekräftigte der Vogel, »bei den Göttern der Finsternis und des Lichtes!«

Lorīco wandte sich ab und machte sich auf den Rückweg, aus der Kälte des Gebirges hinab ins Tal des Flusses Brē.